ÜBER
POESIE UND POETIK
DER
ARABER

VON

Dr WILHELM AHLWARDT.

GOTHA.

VERLAG VON FRIEDRICH ANDREAS PERTHES.

1856.

UEBER

POESIE UND POETIK DER ARABER

VON

D[R] WILHELM AHLWARDT.

GOTHA.

VERLAG VON FRIEDRICH ANDREAS PERTHES.

1856.

Der altehrwürdigen Hochschule
Greifswald

wage ich zu Ihrem Jubelfeste diese Schrift Ueber Poesie und Poetik der Araber als Zeichen meiner Dankbarkeit ehrerbietigst zu widmen.

Ihr danke ich die Grundlagen meiner Bildung, Ihr den Eintritt in des Wissens heiligere Räume, Ihr den Sporn zu muthigem Streben nach höheren Zielen, Ihr das Vorbild treuen Fleisses und biederer Gesinnung. Und als ich dann in fremdem Lande in ernste Studien versenkt war und einen bekümmerten Blick auf die Zukunft warf, wie sich mir dieselbe gestalten würde — da war Sie es, die mir wohlwollend bei sich eine Stätte vergönnte, in der ich, der Sorgen um den kommenden Morgen enthoben, in freier Musse der Wissenschaft pflegen darf.

Aber auch über diese persönlichsten Verpflichtungen hinaus gemahnt es mich an die nahen Beziehungen, in denen mein Vater Christian Wilhelm und ein älterer Vorfahre Peter zu Ihr standen. Sind es auch längst verschienene Tage, in denen beide hier lernten und lehrten: die Erinnerung daran lebt, und wie Alles, was der Geist wirkt, unsterblich ist, so dauert auch das geistige Band, das durch meine Ahnen an Sie geknüpft ist, für immerdar.

Darum fühle ich mich gedrängt, Ihr laut für Alles, was ich Ihr schulde, meinen Dank zu sagen, und Ihr an Ihrem Feste, zu dem so Mancher mit dem Tribute seiner dankbaren Anerkennung herbeieilt, eine treugemeinte Huldigung darzubringen.

Zwar die altersgraue Ehrwürdigkeit, mit der vier Jahrhunderte Ihren Scheitel geschmückt haben, macht mich befangen, ob ich Ihr eine Gabe bieten darf, deren jugendliche Frische Ihrem ernsten Sinne vielleicht weniger zusagt?

Doch die Wissenschaft, Ihrer treuen Pflege anvertraut, weiss von keinem Alter: sie ist es die bleibt, während alles Irdische zerstäubt, in ewiger Kraft ihrer Jugendschaft, und die bei allem Wechsel, den die Zeit bringt, sich immerdar auf's Neue verjüngt. Deshalb kennt auch Sie nicht des Alters trüben Ernst: in der Spannkraft der Jugend schreitet Sie einher durch die Hochgebiete der Wissenschaft, und wie Sie Ihren lebendigen Samen ausstreut, der Frucht bringt für späte Geschlechter, so wird Sie auch, mit wohlwollender Nachsicht, eine Gabe nicht verschmähen, deren Keime Sie selbst gelegt hat.

Sei denn mein Büchlein auf Ihres Festes Weihaltare ein Opfer, das noch in kommenden Tagen Zeugniss ablege

für die dankbare Ehrerbietung

Ihres früheren Zöglings

W. Ahlwardt.

Greifswald, den 16. October 1856.

I.

Ueber Pflege der Poesie bei den Arabern.

Vielfach sind die Ruhmespreise, die das Volk der Araber in den Jugendtagen seines Glanzes und seines Glückes davongetragen hat, und unvergänglich dauert durch die Zeiten das Ehrendenkmal, das es in der Geschichte sich aus den Trophäen seiner Siege auf dem Schlachtfelde, wie auf dem Gebiete des Geistes erbaut hat. Stolz hebt daher mit Recht die Brust der Araber, sei es, dass sie der Segnung der Prophetensendung gedenken, mit der Gott ihr Volk vor Allen begnadet habe; sei es, dass sie auf die Tage ruhmreicher Thatvergangenheit oder auf ihre Erfolge im Reiche geistiger Thätigkeit zurückblicken; sei es, dass sie Einzelne in's Auge fassen und das reiche Maass ihrer Gaben oder die Fülle persönlicher Tugenden bewundern. Aber dasjenige, worin sie, abgesehen von ihrer Religion, den grössten Stolz setzten und dessen Werth sie höher als alle Gaben und als alles Besitzthum anschlugen, — das war ihre Sprache, das waren die Werke ihrer Litteratur. Denn hat je ein ganzes Volk mit allgemeinem Interesse, ja mit heiliger Verehrung an den Werken seiner Sprache gehangen und mit staunender Bewunderung wie an dem Singen und Klingen der Rede sich gefreut, so in die wunderbare Gestaltung und Bildsamkeit des Wortes, in die unbegriffene Mannichfaltigkeit der Formen und in das Geheimniss der Bedeutungen sich vertieft, so sind es die Araber, seit den ältesten Zeiten durch die ganze Folgezeit ihrer Geschichte. War es denn die Sprache an und für sich, auf deren Gebilde und auf deren Fügsamkeit, Wohlklang und Reichthum des arabischen Volkes Hauptstolz beruhte, so erklärt sich leicht das Wohlgefallen desselben sowol an mündlicher Rede und Erzählung und Vortrag von Liedern, als auch an der Anwendung dieser Sprache zu schriftlicher Abfassung. Man darf keineswegs, wie es so oft geschehen ist, die Araber für ein schweigsames, der Ruhe des Daseins ergebenes und an der Stille der Beschaulichkeit sich erfreuendes Volk halten: sondern der Grundzug ihres Wesens ist Rührigkeit und Lebendigkeit, wie im Handeln, so im Denken und Reden, und wie sie einerseits thatkräftig und thatendurstig waren, so zeigen sie sich andererseits unterhaltungsbedürftig, redselig und schreiblustig. Unend-

lich reich daher ist ihre Litteratur, auch die jetzt noch erhaltene; und bedenken wir, wie zahllose Werke und reiche Bibliotheken durch Unbilde der Zeit und Ungebildetheit früherer Geschlechter theils vernichtet, theils verschollen sind, so erfasst uns Staunen über die überall verbreitete Bildung und über die Lust, litterarische Werke hervorzubringen.

Keine Seite aber der Litteratur ist von ihnen mit grösserer Liebe, mit nachhaltigerer Begeisterung gepflegt worden, als die Poesie. Der Grund hiefür liegt theils in dem Character des Volkes selbst, das mit tiefer Innerlichkeit die sichtbaren Gegenstände der Natur, die Ereignisse des Lebens und das unbegreifbare Walten höherer Macht auffasst; theils aber liegt es auch in der Sprache selbst, deren ganzer Bau wie zu poetischer Handhabung gemacht scheint, und die, für poetische Schöpfungen verwendet, theils durch die Schönheit und den Reichthum ihrer Formen, theils durch die mittelst derselben ausgedrückten oder angeregten Gedankenbilder das Ohr entzückt und das Gemüth erhebt und erquickt. Diejenigen daher, denen die Gabe der Poesie verliehen ist, nehmen unter den Arabern stets eine hervorragende Stellung ein; ihr Name ist gekannt und geehrt, ihr Lied lebt im Munde der Zeitgenossen und der Nachwelt, und mit Selbstgefühl weist der Stamm, dem ein Dichter angehört, auf diese Hauptzierde des Geschlechtes. Die übrigen dagegen, denen poetische Begabung versagt ist, ermangeln des Geschmackes dafür doch nicht, sondern Alt und Jung, Männer und Frauen lauschen mit stiller Wonne den Worten des Dichters und Sängers, — denn beides gehört eigentlich zusammen, und erst später ist der Dichter nicht immer mehr Sänger und der Sänger sehr oft kein Dichter, — bereiten ihm gerne bei sich eine gastliche Stätte und vergelten die Ehre, die er ihnen also erweist, durch Entgegenkommen und Hülfe aller Art.

Wie tief dieser Drang nach Poesie bei den Arabern Wurzel geschlagen hat, kann man daraus abnehmen, dass fast keine Schrift, und behandle sie einen noch so trockenen und abstracten Gegenstand, der Poesie ganz entrathen mag; sondern sie streut, freilich oft mehr, oft minder, einzelne Verse oder Gedichte ein, an deren Reiz sich der Schriftsteller gleichsam von seiner ihm zu phantasielosen Arbeit erholen oder durch deren saftige Frische er seine Leser nach ihrer Wanderung durch geistesdürre Strecken erlaben will. In mathematischen, medicinischen, naturwissenschaftlichen Büchern trifft man auf diese eingemischten und freilich an der jedesmaligen Stelle irgend wie, wenn gleich oft sehr lose, angeknüpften Versstellen; und geschichtliche oder geographische Bücher von auch nur einigem Umfange dürfte es wol gar nicht geben, in denen man keine Verse anträfe.

Unerschöpflich sind daher die Araber in dem Lobe ihrer Poesie, und der Enthusiasmus, mit dem sie von ihrer Vortrefflichkeit, ihrem Nutzen und Eindrucke zu reden nicht müde werden, lässt selbst den ferner Stehenden nicht kalt, und er frägt sich, ob denn derjenige Zweig der Litteratur, für den ein ganzes, in so vieler Beziehung, und namentlich durch Geistesfeinheit und Gedankentiefe ausgezeichnetes und glänzendes Volk sich zu allen Zeiten begeistert hat, so kahl und verdorrt für unsere moderne Zeit sei, dass es an ihm, wie man behauptet, kein frisches grünes Reis zu pflücken gebe? ob

es verlorene Zeit und Mühe sei, sich in die Poesie dieses Volkes zu vertiefen, und ob von seiner Litteratur nur das zu studiren sich verlohne, wodurch unsere Kenntnisse, sei es auf geschichtlichem, geographischem oder anderem Gebiete, neuen Zuwachs erhielten? Begeisterung für arabische Poesie ist heutzutage selten, und kaum ist es gerathen, zu bekennen, dass man das umfassendste Studium derselben für nothwendig halte und dass man in derselben einen Schatz ächt poetischer Gedanken finde, aus denen neuere Dichter, mit denen es ärmlich bestellt ist, sich reichlich versorgen könnten. Eine neue Welt von Gedanken und Anschauungen würde sich ihnen erschliessen, und sie würden erkennen, dass die Poesie denn doch ein ewig quillender Born ist, der weder im Wüstenlande, noch unter der Sonne glühendsten Strahlen versiegt, und dass an ihrer klaren Frische, zu jeder Zeit, unter allen Zonen, des Dichters dürstende Seele sich laben kann.

Doch, kommen wir auf den Enthusiasmus der Araber für die Poesie zurück: welchen Werth hat sie in ihren Augen? Diesen, dass sie der Fundort der Bildung und das Ruhmgepränge des ganzen Volkes, dass sie ein Diadem hoher Gesinnung und eine Perlenschnur von Pracht und Schönheit ist. Ohne sie gehen die Edelsteine der Sentenzen verloren, die Sterne der Erhabenheit verschwinden, das Gebäu der Vortrefflichkeit verfällt, die Denkmale des Ruhmes veröden, die Marksäulen des Edelsinnes fallen um, die Spuren der Gnaden verwischen sich. Ihre Hoheit dauert ewig, ihre Herrschaft ist immer neu, ihre Herrlichkeit überdauert die Zeiten. Die Jahrhunderte vergehen, aber die Dichtungswerke bleiben bestehen; Berge versinken und Meere trocknen aus, aber der Ruhmespreis des Liedes steigt bis zum Himmel und ein ewig frisches Angedenken erblüht im Gedichte. Niemand kann umstürzen, was sie aufgerichtet, Keiner verwischen, was sie auf eherner Tafel der Zeit geschrieben hat; den verklagt Keiner, den sie entschuldigt, und der, den sie tröstet, kann nicht verzagen. So lebt denn des Dichters Lied für alle Zeiten und gibt auch denjenigen, die er darin verherrlicht oder die er verhöhnt, ewiges Leben, sei es in gutem, sei es in schmachvollem Angedenken. So ist der Dichter denn wie ein Fürst, der Gnaden austheilt dem er freundgesinnt ist, und der in den Staub den erniedrigt, dem er zürnt; er ist ein Held, der den Freund beschützt selbst ohne Schwert, und den Feind durchbohrt, auch ohne Lanze. Drum Heil dem Stamme, in dem ein Dichter erstand! zu ihm ziehen mit Glückwunsch die übrigen Stämme und feiern einige frohe Tage mit Gelagen und unter Zitherspiel der Weiber, ähnlich wie bei Hochzeiten und anderen Festen. Denn in dem Dichter ist seinem Stamme ein Hort für seine Ehre, ein Schutz für sein Ansehen, eine Verewigung seines Ruhmes und eine Begründung seines Gedächtnisses bei den Nachkommen erstanden. Wohl dürfen sie sich des Dichters freuen und rühmen: geht doch sein Lied so weit die Sonne geht und eilet so rasch wie der Wind weht; es legt sich wie der Thau auf die Blumen der Flur und auf dürstendes Land, und erquickt wie die Wolke, die Regen aus Jemen herbeiführt; der Osten zieht es auf eine Perlenschnur und der Westen schmückt sich mit seinem Geschmeide; es geht durch die Lande ohne Vorrath und ohne Füsse, es fliegt durch die Lüfte und hat doch keine Flügel; die Nächte wissen es auswendig und die Tage

tragen es vor; die Geister der Lüfte prägen es ihrem Gedächtnisse ein und die Vögel singen es auf den Zweigen; die Zunge des Ruhmes redet mit ihm und es wird zur Krone der Ehren auf dem Scheitel der Zeit. Wie die Blüthe des Baumes aufbricht und ihren Schmuck über Aeste und Blätter vertheilt, so fällt des Liedes Blüthenregen auf den Stamm, dem der Dichter entsprossen ist und verleiht ihm unvergängliches Prangen.

Man denke nicht etwa, dass erst die spätere Zeit den Arabern diesen Sinn für Poesie geweckt und dass in den ältesten Zeiten dieses Volkes, von denen wir wissen, theils ihre nomadische Lebensweise, theils ihre in wechselseitiger beständiger Fehde gefundene Beschäftigung dem poetischen Schaffen hinderlich gewesen sei. Im Gegentheil! In die alte Zeit bis Mohammed fällt die Blüthezeit der Arabischen Poesie, und eine Menge von diesen Dichtungen sind uns aufbewahrt, die, wenn auch quantitativ weniger bedeutend als die späterer Zeiträume, doch dem Gehalte nach allen übrigen voranstehen. Dies haben auch die Araber sehr wohl begriffen, und ihre alten Dichter sind für alle späteren Zeiten Muster und Vorbild geblieben, nach denen die jüngeren hinsichtlich des Ausdruckes, der Gedanken und auch im Ganzen hinsichtlich der Weise der Composition sich zu richten hatten.

Mit Mohammed beginnt ein neuer Abschnitt, wie in den sonstigen Lebensbeziehungen, so auch in der Poesie. Diese verfällt, gerade nicht sofort mit des Propheten Auftreten: denn es leben aus der alten Zeit der heidnischen „Unwissenheit“ in die neue Aera manche Dichter hinüber; allein die durch den Islâm zu neuen Zielen angespannte Kraft des ganzen Volkes findet namentlich im Anfang, dann aber auch noch ein gutes Jahrhundert hindurch so vielfache Beschäftigung, theils nach Aussen hin, theils auch im Lande selbst durch ganz neue Richtungen der Thätigkeit, dass die Poesie wenig Raum hatte zu gedeihen, und um so weniger, als sie an die Vorzeit sich lehnen und Erinnerungen an das Heidenthum so leicht bewahren oder wecken musste, die zu vermeiden der gläubige Eifer beflissen war. Man darf Mohammed nicht vorwerfen, er sei Feind der Poesie gewesen und habe sowol selbst auf deren Verderb hingewirkt, als auch seinen Nachfolgern diese Abneigung eingeflösst. Allerdings sind im Qorân einige harte Stellen gegen die Dichter, und es kann scheinen, als ob der Prophet die ganze Schaar derselben als für die Hölle reif ansehe: allein, erstens hatte er seinen guten Grund, gerade gegen die Person der Dichter drohende Verheissungen zu schleudern, weil er wohl wusste, welchen Einfluss ihr sein Vorhaben bekämpfendes Wort beim Volke hatte: es ist damit keineswegs gesagt, dass er die Poesie selbst verdamme. Es hiesse dies eben behaupten, dass er eine im Leben der Araber nothwendige Seite nicht gehörig gewürdigt habe, und wir würden uns mit dieser Behauptung gegen den gerade in Auffassung, Schonung und Benutzung der Volkseigenthümlichkeit ausgezeichneten Mann arg vergehen. Im Gegentheil ist er es, der unter anderm in der Tradition sagt: dass die gute Poesie eins der Dinge sei, womit Gott die Gläubigen geschmückt habe; und er gibt damit nur zu verstehen, dass die Poesie, die sich der guten Sache, d. h. seiner Interessen annehme, (und nicht sei es das Heidenthum auf Unkosten des Islâm preise, sei

es den Feinden des neuen Glaubens seine Waffe leihe), allerdings eine Gottesgabe und ein Gott wohlgefälliges Ding sei. Er hat ferner aber auch Dichter auf seiner Seite stehen, die er, wie sie seine Sache unterstützen, so auch mit seinem Ansehen hebt, und die er, wenn nicht anders, doch zum Theil mit allerlei im Himmel zu erfüllenden Versprechungen vertröstet.

Aber eben so wenig, als Feind der Dichter, war er selbst dichterischer Schöpfungen, soll ich sagen, fähig oder beflissen? Kaum möchte ich glauben, er habe dieser Gabe ermangelt. Fehlt ihm die dem Dichter nöthige Einbildungskraft oder Tiefe der Empfindung, Lebendigkeit der Anschauung? oder die Macht der Rede und deren geschickte Handhabung? Keineswegs: er hat aller dieser Erfordernisse in grösster Fülle, und wenigstens stellenweise — wenngleich lange nicht immer — überragt er an dichterischem Schwunge seines Volkes grösste Meister. Und dennoch ist er deshalb kein Dichter, weil, so hochdichterisch auch sein Gedankenflug steigen mag, seine Rede keine nach gewissen Füssen abgemessene, mit regelmässigem Endreime versehene ist. Denn dies und dass die Rede länger als ein Vers sei, gehört für die Araber nothwendig dazu, um etwas als Poesie zu bezeichnen. Ich kann mir aber nicht denken, dass ein so begabter Mensch, wie Mohammed war, dessen Leben in eine Zeit fiel, in der die Moa'llaqâts im Munde des Volkes lebten und eine Menge von anderen bedeutenden Dichtern in ihrer Blüthe standen, nicht hätte bei seiner so erregbaren und so leicht für Eindrücke des Gemüths empfänglichen Natur auch in dichterischer Form seine inneren Erlebnisse ausdrücken können. Ist doch diese Kunstfertigkeit gewiss nicht das schwierigste Geschäft des Dichters und lernt sich, bei begabten Menschen, wie von selbst an. Da er dennoch je Verse zu machen vermieden hat, so halte ich dafür, er habe dies absichtlich gethan. Wusste er denn nicht, welchen Zauber die Poesie auf das Gemüth ausübt und dass sie das Urtheil gefangen nimmt und oft zu dem beredet, was der Verstand nicht billigt? Hätte er also nicht von ihr bedeutenden Gewinn für Ausbreitung seiner Lehre ziehen können? Keineswegs! Der neue Glaube, den er zu predigen sich berufen fühlte, bedurfte zur begeisterten Verkündigung und kräftiger Ueberredung gerade der Beweglichkeit der Darstellung; bald dahin brausend in stürmischer Eile, bald sich unterbrechend und umkehrend, dann langsam bedächtig wandelnd, hier die süsse Wonne der Verheissung ausmalend, dort die Schrecken der Widerspenstigkeit vorführend, musste der Prophet fast beständig im Vortrage die Stimme wechseln, die Art der Darstellung ändern. Diese Ungebundenheit nun, der er des Gegenstandes wegen bedurfte, hätte der in bestimmte Weisen gebannte Vers versagt. Aber selbst wenn dies der Fall nicht gewesen wäre, so passte die Poesie an sich nicht für die Predigt des Islâm. Sie hatte ihr beinahe festes Maass von Stoffen, zu denen sie verwendet wurde; sie hatte auch eine bestimmte Weise der Behandlung und Darstellung; sie lehnte und fusste zudem auf den heidnischen Voraussetzungen und Gebräuchen, so dass Gedichte, mit neuem Stoffe, neuer Form, als etwas Unerhörtes gewiss mehr abgestossen als angezogen hätten. Denn die Araber hängen an dem einmal Herkömmlichen hartnäckig fest und lehnen sich auf gegen

Neuerungen, die ganz frisch an sie herantreten, ohne in dem Kreise ihrer Denk- und Lebensweise, wenn auch nur schwach, begründet zu sein. Neuerungen also in der Poesie, wie die in Rede stehenden gewesen, wären nur auf Widerstand gestossen, weil die so abgefassten Gedichte durchaus nicht die Anforderungen erfüllt hätten, die man an sie zu stellen sich längst gewöhnt hatte. Es ist ausserdem nicht die Weise der Arabischen Poesie, im Liede zu etwas anzufeuern, zu grosser That zu begeistern; sie weist auf die Vergangenheit, sie lebt in der Gegenwart, aber die Zukunft mit allem was sie birgt, mit dem, was der Mensch in ihr zu leisten vermag, liegt ausser ihrem Bereiche. Und dann ist der Gegenstand zu ernst und heilig: die arabische Poesie aber kann des Scherzes, des Getändels nicht ganz entrathen; sie muss den Hörer „ergötzen", indem sie ihm Bilder der Lust und angenehmer Erinnerung vorführt; so verfällt sie oft der Uebertreibung, der Unwahrheit, und es ist gewiss von Mohammed der später ausgesprochene Gedanke erwogen, dass der Dichter gar oft, wenn er scherzt, lächerlich wird, und dass, wenn er ernst ist, er die Unwahrheit sage. Es kommt noch hinzu, dass die Poesie ohne Rhythmus und den dazu nöthigen Tonfall nicht bestehen kann, und da nun der Tonfall mit der Musik für eine Art Ergötzlichkeit gehalten wird, so wahrte sich der Prophet davor, indem er sagte: ich bin nicht für Kindereien und sie nicht für mich. Endlich aber muss man nicht übersehen, dass der Prophet das, was er redet, als Wort Gottes ausspricht, so wie es ihm mitgetheilt ist durch höhere Eingebung, und dass es auch aus diesem Grunde nicht wohl zuständig gewesen wäre, Gott einer Ausdrucksweise sich anbequemen zu hören, die eben doch nur eine gebundene war. So bediente sich denn Mohammed absichtlich der prosaischen Rede, aber in einer Weise und Kraft, die man bis dahin an der Prosa nicht gekannt hatte, und die durch ihre Form überraschend, durch ihren schwungreichen und neuen Inhalt anziehend, die Hörer ungewiss liess, welche Art der Rede sie vernähmen? Poesie der Gedanken, aber anders eingekleidet, als es von jeher üblich, Prosa der Form, die aber, wenngleich ungebunden, doch durch die oftmals gleichen Endreime an die poetische Form erinnerte.

Fassen wir nun die Entwickelung der Poesie in dem ersten Zeitraume etwas näher in's Auge.

Ich habe oben gesagt, dass die Poesie ein Gemeingut und Gemeinstolz der Araber gewesen sei, und wir lesen zu wiederholten Malen, dass es auch nicht einen Stamm in diesem Volke gegeben habe, dem die Beschäftigung mit Poesie ganz fremd geblieben sei. So wird also die Frage, wo und wann zuerst poetische Begeisterung und Bestrebung sich kundgegeben, um so unmöglicher zu beantworten, als eben jeder Stamm die Erstlingschaft für sich in Anspruch nimmt, und als ausserdem die verhältnissmässig späten Sammlungen alter Poesie, die man seit dem 2. Jahrhundert der Hiǧre veranstaltete, zwar manche alte Gedichte noch vorfanden, eine Menge derselben aber ganz bei Seite lassen mussten, weil sie im Laufe der Zeit, und namentlich durch die Kriege im 1. Jahrhundert, aus dem Gedächtniss der jüngeren Geschlechter geschwunden waren. Es bewahrten sich demnach zwar die längeren Gedichte auf, insofern dieselben theils sich an

einen bekannteren Vorfall knüpften, theils überhaupt von grösserem Interesse waren; und namentlich die Gedichte anerkannter Meister, wie Ennâbigha, Imruolqais, selbst wenn dieselben von geringerem Umfange waren; ausserdem wird jeder Stamm wenigstens die hauptsächlichsten Lieder seiner eigenen Dichter nicht vergessen haben: allein gerade über die Anfänge der Poesie fliessen unsere Quellen spärlich genug, und die vorhandenen Sammlungen gewähren wenig Ausbeute. Wissen wir denn zwar nicht, zu welcher Zeit und von wem zuerst das Zelt des Verses aufgeschlagen sei, so steht so viel doch fest, dass die Poesie sich auch bei den Arabern nur allmälig, aus kleinsten Anfängen, entwickelt habe und erst im Verlaufe der Zeit zu grösserem und kunstvollerem Ganzen fortgeschritten sei. Es ist das auch der natürliche Lauf der Dinge: aus geringem Keime entsteht jedes organische Gebilde, nimmt an Umfang und innerem Gehalt im Laufe der Zeit zu, und nicht auf einmal stellt es sich in seiner vollkommenen Abgeschlossenheit dar, sondern langsam ist der Weg und mühevoll die Arbeit zur Vollendung.

Die Poesie der Araber beginnt mit einzelnen Versen, die Einer bei vorkommender Gelegenheit, nach jedesmaligem Bedürfnisse sprach. Solche Paar Verse sind noch kein Gedicht, obgleich alles, was in bestimmtem Versmaasse und mit Reimen abgefasst länger als ein Vers ist und einen Sinn hat, Poesie schi'r ist; sondern sie heissen ein Wort, ein Ausspruch, oder eben Verse, oder empfangen ihre Benennung nach dem Anfangs allein üblichen Versmaasse, Reges. Dieses nämlich, durchaus jambischer Art, aber der Möglichkeiten, kurze Silben zu verlängern, lange zu verkürzen, viele habend, bot sich am leichtesten und gefälligsten dem ersten dichterischen Bedürfnisse dar. Einfach zwar, ist es doch nicht mehr ganz kunstlos, und die Rede, wenn auch nur in der losesten Weise gebunden, wird doch durch die Wiederkehr dieses Zwanges gehoben. Freilich aber blieb dies einfachste Versmaass nicht lange Zeit unumschränkter Gebieter auf poetischem Felde: wol schon frühe bildeten sich auch andere Maasse aus, und wir finden schon über 100 Jahre vor Mohammed die langen stattlichen Versmaasse, wie Thawîl, Kâmil, Wâfir. — Diese Anfänge arabischer Poesie sind wirkliche Dichtungen aus dem Stegreif, irtigâl, eine Gattung, die sich durch die ganze Geschichte der arabischen Poesie hinzieht, ungemein häufig geübt wurde und mit der Zeit an Kunstfertigkeit immer zunahm. Da waren es oft nicht mehr jene kurzen Verse drastischer Wirkung, sondern lange Qassiden, auch nicht mehr bloss in jenem ersten Reges-Versmaasse, sondern in den kunstvolleren Maassen der späteren Zeit; oft geschah es, dass Einer den ersten Halbvers sagte und der Andere sofort den zweiten folgen liess, und dies setzte sich bisweilen sehr weit fort. Auch machte sich dann der Unterschied zwischen jener eigentlichen Stegreifdichtung, da man sofort passende Verse zu machen wusste, und der anderen geltend, wo man eine kurze Zeit zum Besinnen hatte, und die badîhe hiess. Diese ersten Gedichtanfänge im Reges nahmen mit der Zeit aber auch an Umfang zu; und um die Zeit Mohammeds war es Elaghlab der 'Iglite, dann Ela'ggâg, die es zuerst lang machten, in Abschnitte brachten, die sie an einanderreihten, und darin Frauenlob, Erwähnung der Wohnorte und Rastspuren

der Geliebten, Beschreibung der Rosse, Klage über entschwundene Jugendzeit u. dgl. vortrugen, ebenso wie die Dichter es später mit der Qasside thun. So dass der Unterschied zwischen beiden wol 1) im Versmaasse liegt, indem das Reḡes durchaus nur für jene Gattung arḡûsc blieb, die Qasside aber mit den übrigen nach Belieben schaltete, und 2) darin, dass die Qasside sich an einen Einzelnen oder auch einen Stamm mit besonderem Anliegen, sei es Lob oder Tadel, wandte, während die Reḡes-Dichtung subjectiver blieb und sich von diesen Beziehungen zu Andern fern hielt.

Welches Inhaltes nun diese Verse gewesen, können wir an einzelnen aus der ältesten Zeit erhaltenen sehen. Es sind meist Ergüsse eines durch Schwierigkeit der Lage bekümmerten, von Krankheit oder Alter gebeugten und lebenssatten Mannes, manchmal auch allgemeine Betrachtungen über den Weltlauf und Wechsel des Geschickes, oft aber ganz persönliche Beziehungen, die zu Scherzworten gegen Freunde, zu Spott und Bitterkeit gegen Feinde veranlassen. Zu diesen ältesten Dichtern, deren Leben etwa in das vierte Jahrhundert unserer Zeitrechnung fällt, gehört Essinnabr ben a'mr ben temîm, der, in kummervollen Zweifel versenkt, einst Folgendes sagte:

Mich bekümmert meines Eimers Schwanken,
Und dass es fern und fremd in Behra ist.
Wenn es nicht voll wird, wird es doch fast voll.

Man kann an diesen Versen die Art der ältesten Poesie recht erkennen, wie die Beschäftigung mit den Heerden, dann aber auch überhaupt die nahe Beziehung zu der Natur, in der sie lebten, den Alten Anlass wurde, Ausdrücke dieser ihrer Lebensweise auf geistiges Gebiet zu übertragen. Dies ist so sehr der Fall gewesen, dass auch viel später, als ganz andere Beschäftigungen jenes einfachere Leben verdrängt hatten, immerfort noch die Ausdrücke an jene verschollenen Zeiten erinnern. Die Verse wollen dies sagen: wie ein Eimer von einer auf die andere Seite schwankt, wenn man es in einen tiefen Brunnen hinablässt, bis es auf den Grund kommt und nun Wasser schöpft, aber vielleicht nicht einmal voll wird: so mein Herz, hier in der Ferne, unruhig bewegt, ist zwar von dieser Unruhe noch nicht ganz erfüllt, aber doch beinahe. —

Zu den ältesten Gedichten gehört ferner das Wort des Doreid b. seid ben nehd, als er im Sterben lag:

Heut wird Doreid sein Zelt gebaut:
Liesse die Zeit sich abnützen, ich hätte sie abgenützt.
Wäre mein Feind einer gewesen, ich hätte ihm genügt.
O manche gute Beute erfasste ich,
Und manchen schönen Saum habe ich umgebogen.

Der Sinn ist: heute begräbt man mich, nachdem ich so lange gelebt, dass, wenn überhaupt die Zeit sich verbrauchen liesse, ich es gethan hätte. Ein Held war ich: kein Feind wäre übrig, wenn sie alle in einer Person mich bekämpft hätten. Wie oft habe ich Beute gemacht, mit wie vielen Frauen gekost! — Ausserdem sind hierher zu rechnen: Assar b. sa'd b. qais gheilân b. modhar; er heisst auch Monbih abu

bâhile. Dann Elmostewghir b. rebîa b. ka'b b. nehd, der nach diesen von ihm gesprochenen Versen über 300 Jahre alt war:

Ich bin des Lebens und seiner Länge überdrüssig.
Von der Zahl der Jahre nahm ich an Hunderten zu:
Hundert kamen, danach zweihundert mir,
Und von der Zahl der Monate nahm ich an Jahren zu.

Ferner Soheir b. ḡenâb der Kelbite; Ḡadsîme elebrasch und Loḡeim b. ssa'b b. 'alî b. bekr b. wâjil der Thajjite. Wir könnten noch manche andere alte Namen anführen, von denen einige Verse erhalten sind; aber es möge hier an diesen genügen.

Mit kurzen Versen ganz subjectiven Inhaltes, mit denen die Arabische Poesie begonnen hat, und in denen sie eine augenblickliche Empfindung oder Wahrnehmung ausspricht, oder eine Seite des Lebens in und mit der Natur hervorhebt, fährt sie im Grunde auch dann noch fort, als sie bei grösserer Uebung und angeeigneter Kunstfertigkeit zum Hervorbringen grösserer Gedichte vorgeschritten war. Ich meine nämlich dies, dass sie selbst in dieser Zeit, wo die Poesie denn doch schon ihre mannichfachen, wenn auch noch nicht in bestimmtere Gesetze gebrachten, technischen Regeln besass, und wo, nach dem einfachen anfänglichen Versmaasse, schon eine ziemliche Abwechselung derselben sich ausgeprägt hatte, sich nicht zu einem grossen einheitlichen Ganzen verstieg, sondern dass sie sich aus einer Anzahl einzelner Gedichtchen oder Bilder — wie sie die ältere Zeit gekannt hatte — zusammensetzte. Freilich war dies nicht ein ganz willkürliches Aneinanderfügen von Bild zu Bild; einem Ziele allerdings strebte der Dichter mit seinem grösseren Gedichte zu: allein die Theile, aus denen er dasselbe zusammensetzte, waren denn doch sehr verschiedenartig von einander, und das einheitliche Wirken und Bezughaben derselben auf den eigentlichen Zweck kaum sichtbar. Es war vielmehr eine Aneinanderreihung von Beschreibungen, Stimmungen, Bildern, wie sie einzeln üblich und wohlgefällig waren, und die hier aneinandergeknüpft — und das eben war die Kunst und der Fortschritt — am Ende zu dem hinleiteten, was im Grunde ohne Bezug zu den vorhergehenden Gedichtstücken war. So entstanden die Qassiden, die hier als grössere Gedichte überhaupt zu bezeichnen genügt (obgleich nicht alle grösseren gerade Qassiden zu sein brauchen), und von denen ich weiter unten ausführlicher sprechen werde.

Es war etwa um die Mitte oder gegen Ende des fünften Jahrhunderts unserer Zeitrechnung, als diese grösseren Gedichte in Gang kamen; und obgleich auch hier nicht feststeht, wem dieser Fortschritt zu danken sei, so vereinigen sich doch die meisten Stimmen der arabischen Schriftsteller dahin, dass Elmohelhil b. rebîa der Taghlebite beim Tode seines Bruders Koleib die erste Qasside gedichtet habe. Freilich geht es hier, wie sonst, mit der Erstlingschaft: es nehmen dieselbe eine Menge von Stämmen für sich in Anspruch. So behaupten die Jemenser, dass Imruolquais der erste Verfasser einer Qasside sei; und die Benu Esed rühmen es dem 'Obeid ben elebrass, Bekr dem 'Amr b. qamie und Elmoraqqisch dem älteren, Ijâd dem Abu doâd und

Taghlib dem Elmohelhil nach. Andere sagen noch, dass Elefwe der Esdite, der älter als alle diese sei, zuerst Qassiden gemacht habe. Aber da sich jetzt hierüber nichts weiter ausmitteln lässt, scheint das Gerathenste zu sein, es bei dem Urtheile der Arabischen Fachkenner bewenden zu lassen. Die Stämme übrigens, unter denen in diesen Zeiten die Dichtkunst besonders gepflegt wurde, waren Rebîa, Qais und Temîm. Jenem Stamme gehörte Elmohelhil an, die zwei Elmoraqqisch (Onkel und Neffe), von denen der ältere 'Auf b. sa'd, der jüngere 'Amr b. harmela oder Rebîa b. sofjân hiess; ferner Saîd b. mâlik, Tharafa und sein Onkel Elmotelemmis, 'Amr b. qamie, Ela'schâ, Elmosajjib b. hillise. Dem Stamme Qais sind zuzurechnen die zwei Ennâbigha, Soheir b. abu solmâ und sein Sohn Ka'b, Lebîd, Elhotheia, Esschemmâch und sein Bruder Moserred, und Chaddâsch b. soheir. Endlich aus dem Stamme Temîm ist besonders zu nennen Aus b. hoḡr, den alsdann freilich Ennâbigha und Soheir in Schatten stellten, wenngleich Elasma'i, der gelehrte Kunstkenner, ihm vor Soheir den Vorrang zugesteht. Ein anderes Urtheil fällt freilich derselbe Elasma'i, indem er als die in der Poesie bedeutendsten Stämme, in denen man das reinste Arabisch finde, Hodseil, Baḡîle nebst Tsaqîf, dann Esd Schemîa angibt. Allerdings hat dieser Hauptgrammatiker darüber ein Urtheil, da er sich, gegen Ende des 2. Jahrhunderts der Hiḡre, aus Baghdâd in das innere Arabien begeben hatte, um bei den, von fremden, immer mehr sich geltend machenden Einflüssen freigebliebenen, Stämmen die ächte Sprache der Araber zu erlernen. Indess betrifft sein Ausspruch die Stämme seiner eigenen Zeit, und thut daher dem Ruhme jener drei älteren Dichterstämme keinen Abbruch.

Sehen wir uns nach den bedeutendsten Dichtern dieser Periode um, so leuchtet uns der Name des Imruolqais b. hoḡr als der beiweitem glänzendste entgegen. Ihn hat nicht bloss das Wort des Propheten hoch über die Andern der Vorzeit gestellt, dass er der Dichter dichterischster und ihr Führer zur Hölle sei: sondern die ganze Folgezeit hat an seinen Gedichten eine Tiefe und Glut der Phantasie, eine Originalität der Gedanken, einen Schwung und eine Kraft der Rede empfunden, dass er der hellste Stern am poetischen Himmel der Araber glänzte. Omar, der Chalife, war keineswegs ein Freund von Dichtern und Wissenschaften, sagte aber dennoch von ihm: dass er den Quell der Poesie gegraben und der Worte verborgenen Sinn zu hellem Scheine erschlossen habe. Auch Ali, der tapfere und gemüthvolle Chalife, der selbst Dichter war, gab ihm den Vorzug vor Allen: weit eile er Allen zuvor an überraschenden Wendungen, und eigenthümliche Gedanken habe Keiner wie er. Er ist es, der das Beispiel gab zu so Manchem, was nachher als unverbrüchliche Regel der Nachahmung galt und worin alle Spätern ihm folgten. Er hielt zuerst im Liede weinend auf verlassenen Spuren an, beschrieb die Frauen als Rehe, Bergkühe und Eier des Landes, und verglich die Rosse mit Adlern: er namentlich war es, der das Vorbild wurde, wie man entlehnen und Vergleiche anstellen und in den Versen gefällige Bedeutung und angenehmen Klang verweben müsse. Und nicht bloss die späteren Schriftsteller, Geschichtschreiber, Gram-

matiker, Kritiker, citiren ihn oft als Muster, sondern schon sehr früh galt er als Meister seiner Kunst. Elferesdaq, selbst ein bedeutender Dichter, nennt ihn so, und der altersgraue Lebîd, den man fragte, wer der grösste Dichter sei, sagte: erst Imruolqais, dann Tharafa, dann ich.

Diese Frage übrigens, wer der grösste Dichter sei, ist bei den Arabern so vielfach erörtert und so verschieden beantwortet, dass man oft nicht umhin kann, über Beides zu erstaunen. Seit ungefähr 50 Jahren vor Mohammed, durch die ganze folgende Zeit, so lange es bei den Arabern überhaupt ein litterarisches Interesse gab, war diese Frage im Kreise der Gelehrten und bei Zusammenkünften der Gebildeten ein Hauptthema, und erscheint oft wie ein müssiger Lückenbüsser, wenn die übrigen Unterhaltungskapitel erschöpft sind und das Gespräch stockt. Aber dann entzündet sich von allen Seiten her die Unterredung, Jeder führt seinen Lieblingsdichter als grössten an, bringt eine schöne Stelle desselben vor, die der Andere aus seinem Dichter überbietet und ein Dritter vielleicht als blosse Nachahmung schlecht macht, und so fort. Interessant namentlich sind solche Unterhaltungen, wenn sie im Kreise von Dichtern selbst gepflogen werden. Aehnlich, wie ein bekannter Philologe, der gefragt, Wer jetzt der Bedeutendste seines Faches sei, antwortete: wenn ich heute sterbe, ist es morgen der und der, so kommt schliesslich das Urtheil der Dichter gewöhnlich so heraus, dass Dieser oder Jener zwar sehr grosse Dichter seien, ihnen selbst aber keiner gleichkomme; oder auch, wenn sie sehr bescheiden sind, geben sie sich damit zufrieden, dass der und der freilich der bedeutendste sei, sie aber gleich nach jenen kommen. Die Bescheidenheit nach unsern Begriffen darf man überhaupt nicht bei den Arabischen Dichtern suchen, und ich werde weiterhin darüber ein Wort zu sagen Gelegenheit haben. Die gelehrten Kenner ihrer Litteratur unter den Arabern gehen zwar ebenfalls in ihren Urtheilen über ihre grössten Dichter der alten Zeit auseinander: allein sie beschränken sich doch auf eine ziemlich kleine Anzahl, nämlich Imruolqais, Soheir, Ennâbigha, Ela'schâ, Tharafa, 'Amr b. keltsûm, Lebîd, 'Antara, Elhârits b. hillise und 'Alqama. Von diesen zehn Dichtern gelten die sieben ersten, nach dem Urtheil des in solchen Dingen wohlerfahrenen Abu 'obeide und des gelehrten Sammlers Elmofaddhil, als Verfasser der unter dem Namen Moa'llaqât bekannten Gedichte: Andere aber setzen an Stelle des Ennâbigha und des Ela'schâ den 'Antara und den Elhârits b. hillise. 'Alqama, von dem wir übrigens nur drei vollständige Qassiden und einige unbedeutende kürzere Gedichte haben, wird als bedeutendster nur von Wenigen genannt; und allerdings stimmen wir darin der Mehrzahl bei, wiewohl er immer den grössten beizuzählen sein wird, und als solcher auch in dem alten Diwân seine Stelle gefunden hat, der ausser ihm noch die von Imruolqais, Soheir, Ennâbigha, Tharafa und 'Antara übrigen Gedichte enthält.

Fassen wir jetzt die Urtheile arabischer Kunstrichter über einige der eben angeführten Dichter zusammen, so rühmen sie dem Tharafa besonders die Schönheit seiner Vergleiche und dem 'Antara die Grossartigkeit seines Zorns und Unwillens nach. Soheir habe den Vorzug, dass er nicht fremde Verse einflicke, nicht unverständlichen

Ausdrücken nachjage, den Mann nur nach seinen wirklichen und nicht nach angedichteten Eigenschaften lobe; dass er am besten die Composition des Gedichtes verstehe, den meisten Sinn in wenige Worte zu kleiden wisse und, wenn er Sehnsucht oder Lust zu etwas ausspreche, unübertrefflich sei. Ennâbigha verstehe am besten, Furcht auszudrücken, habe die schönsten Gedichteingänge, seine Rede sei glänzend, seine Worte lieblich und tief, sein Ve s voll und klangreich, und es scheine, als ob derselbe ihm gar keine Mühe mache. Ela'schâ sei der vielseitigste; er habe, mehr als die anderen, lange und vortreffliche Gedichte, sei sowol in Lob als Spott, in Selbstruhm und Beschreibung vortrefflich: er gleiche dem Falken, der der Vögel grosse und kleine trifft, und zeichne sich namentlich durch seine Trinklieder und frohe Laune aus. Imruolqais sei aber in Beschreibung der Frauenreize und in Schilderung der Rosse unübertrefflich. Wir haben oben sein Ansehen und Verdienst besprochen, und erwähnen hier nur noch dies, dass ein Verehrer des Ela'schâ, gefragt, wo er denn, wenn er den Ela'schâ über Alle setze, mit dem Worte des Propheten bleibe: dass in der Hand des Imruolqais die Fahne der Poesie sei? — versetzte: ganz recht, denn der Fahnenträger hält die Fahne nur über dem Haupte des Fürsten, und der ist eben Ela'schâ. — Jedenfalls weniger bedeutend als diese sechs sind die hier nicht berührten drei Dichter 'Amr b. keltsûm, Elhârits b. hillise und Lebîd, alle Verfasser von Moa'llaqât, aber die zwei ersteren durch weiter keine Gedichte berühmt, und Lebîd auch mehr durch sein hohes Alter und den Lebensüberdruss, den er schliesslich empfand, als durch die Paar Gedichte, die noch ausserdem von ihm vorhanden sind, bekannt.

Dass die sieben Moa'llaqât Gedichte waren, die ihrer Vortrefflichkeit wegen an der Ka'ba „aufgehängt“ und davon eben benannt seien, weiss Jeder, der sich mit der Arabischen Poesie etwas beschäftigt hat. Allerdings behaupten Einige, aber mit wenigerem Grunde, sie seien so benannt, weil der Fürst, dem ein Gedicht vorgetragen worden, das er schön gefunden habe, in die Worte ausgebrochen sei: Man „hänge“ es auf, damit es in unserem Schatze sei! Sie haben aber auch, wenngleich seltener, den Namen: die vergoldeten, elmodsahhabât, weil sie auf Koptisches Zeug mit Goldwasser geschrieben waren, und man sagt bisweilen, um Jemandes bestes Gedicht zu bezeichnen, dies sei sein Goldlied. Wir können hieran sogleich einige Ausdrücke schliessen, die, um gute Verse zu bezeichnen, häufig gebraucht werden. Dahin gehört moqalladât, d. h. mit einem Geschmeide versehene, also glänzende, prachtvoll schöne Verse. Einige sagen, es seien diejenigen, in deren Endreimen der Name des Gelobten vorkomme. Ferner 'oqr, d. h. Kern, also der beste und vorzüglichste Vers eines Gedichtes. Dann themmân, d. h. klingend, also ein Vers, der laut, weit und breithin, erklingt.

Da wir hier einmal den Vorzug und Rang berührt haben, den die alten Dichter einnehmen, werden wir jetzt überhaupt von der Eintheilung der Dichter dem Orte, der Zeit und dem Werthe nach sprechen. Freilich sollten wir die Eintheilung der Dichter eigentlich mit der Scheidung in Männer und Frauen beginnen. Denn die Geschichte der Arabischen Poesie weist eine gar nicht unbedeutende Anzahl von Frauen nach, die sich

in der Poesie versucht und hervorgethan haben, und in der alten Zeit ist es namentlich Leilâ die achjâlische und Elchansâ, welche unsterblichen Ruhm durch ihre Lieder erwarben. So interessant diese Thatsache ist, dass auch die Frauen nicht bloss im Alterthum, in welchem ihre Stellung eine freiere war, sondern auch in den späteren Zeiten — und da allerdings nur unter besonders günstigen Verhältnissen — mit kühnem Gedankenfluge sich über die Alltäglichkeit ihres Lebens und das Drückende ihrer Stellung hinwegzuschwingen vermochten, so liegt es doch, näher darauf einzugehen, unserem Zwecke dies Mal zu fern, und wir wenden uns ausschliesslich zu den Männern, den bevorrechteten Trägern der Wissenschaft und des Lebens.

Rücksichtlich des Ortes gilt eigentlich nur für die alte Zeit eine Eintheilung in Städter, ahl elmadar, und Landbewohner, el bedewijjûn, von denen jene an dichterischer Begabung und Redefertigkeit diesen weit nachstehen. Auf dem freien Lande, unter dem Gezelt des Nomaden oder auf dem Rücken des muthigen Rosses, in der Abhärtung gegen Hitze und Kälte oder Hunger und Durst, in dem ungezwungenen und immer schlagfertigen Verkehr mit den Seinen und mit den Feinden, da war es, wo sich des Körpers markige Kraft entwickeln, wo ein freier unverzagter Sinn sich entfalten, wo das empfängliche Gemüth sich für die Eindrücke der Sinnenwelt erschliessen und für die Schauer unbegriffener Gewalten gestimmt werden konnte. Nicht in dem städtischen, oder auch nur dörfischen Leben, wo von früh an der Geist auf Beschäftigungen gewendet wurde, die ihn gegen die Eindrücke der Natur stumpfer und unempfänglicher machen mussten; wo seiner Phantasie die eigentliche Quelle zu freier Entfaltung verstopft wurde, und, wie der Körper nicht seine männliche, ritterliche Kraftentwickelung empfing, so der Geist nicht den freien Aufschwung der Gedanken nehmen konnte, wie unter des Himmels weitem Dome. Und in der That, sehen wir die Gedichte solcher Städter an, nehmen wir selbst den, als ihren bei weitem vorzüglichsten Vertreter gerühmten Hassân ben tsâbit, den Lobredner Mohammed's: es ist seine Poesie so kraftlos, nüchtern und matt, er ist so gedankenarm und so wortreich, dass er mit den Kraftgestalten wie Soheir oder Imruolqais keinen Vergleich eingehen darf. Ausser dieser für die ältere Zeit geltenden Eintheilung — denn späterhin leben die Dichter in der Regel in Städten und Residenzen oder auch an fürstlichen Höfen — kommen in der Folgezeit zwei Eintheilungen nach den Gegenden auf, in denen die Dichter leben: Nämlich erstens im Allgemeinen, ob es östliche oder westliche — andalusische — Dichter sind; dann aber — und dies ist besonders in den Anthologien, deren es eine grosse Menge gibt, der Fall — nach den Provinzen, in denen sie leben, oder auch, aber seltener, in denen sie geboren sind: also sie werden z. B. eingetheilt in Irâqische, Syrische, Aegyptische etc. Das ist unter andern der Fall in der Blüthenlese des Ettseâlibi, Jetîmet eddahr.

Die Eintheilung der Dichter nach der Zeit, in der sie leben, wird immer etwas verschieden ausfallen, je nachdem der, welcher dieselbe macht, früher oder später lebt. Mit Recht sagt Ibn Reschîq: Ein früherer Dichter ist in seiner eigenen Zeit ein neuer, rücksichtlich der älteren ihm voraufgegangenen Dichter. Im Grossen aber theilen sich

die Dichter in alte und neue; oder etwas genauer in die der Zeit vor, mit und nach Mohammed.

Die erstere Eintheilung, in der die alten Dichter elqodamâ oder auch elmotaqaddimûn, die neuen elmohditsûn heissen, findet sich da, wo es auf eine genauere Zeitbegrenzung nicht ankommt und im Allgemeinen die Zeit anzugeben genügt, in der sie gelebt. Die Zeit der alten Dichter reicht dann bis etwa gegen Ende des ersten Jahrhunderts der Higre; von da an kommen die neuen.

Die andere Eintheilung ist in die Dichter der heidnischen Zeit, elgâhilijjûn, die des neuen Glaubens, elislâmijjûn, die der späteren Zeit, elmowelledûn. Die ersteren umfassen alle Dichter vor Mohammed, die andern die Dichter von der Zeit des Propheten bis in's 2. Jahrhundert hinein, der dritte Name gilt für die Uebrigen; ihre Hauptrepräsentanten sind Imruolqais, Dsurromma und Abunowâs. Diese Eintheilung wird etwas genauer dadurch, dass man zwischen den alten und den islâmischen Dichtern eine besondere Klasse aufstellt, die elmochadhramûn heissen, solche die aus der Zeit des Heidenthums stammend in die Zeit Mohammed's hineingelebt und (wahrscheinlich) den Islâm angenommen haben. Die Erklärung des Namens ist schwierig. Nach Einigen heissen sie so von dem Worte elchidhrim, Wasserfülle, abgeleitet: weil sie die frühere Zeit und den Islâm noch vollauf gehabt hätten. Andere sagen: wie das Ohr, wenn es abgeschnitten ist, mochadhrama heisst: so auch der Mann, der von der Vorzeit durch den Islâm abgeschnitten ist. Andere wieder erklären: in der Vorzeit nahm man über einem Kameel, dessen Ohren man abschnitt, den Islâm an. Andere sagen, es sind die, welche von der Genossenschaft des Propheten abgeschnitten worden; es wird sogar behauptet, es seien diejenigen, welche nicht zu Lebzeiten, sondern nach dem Tode Mohammed's sich zum Islâm bekehrt hätten. Eine ziemlich vereinzelte Meinung ist endlich die, dass sie mohadhramûn, mit h statt ch, heissen, von hadhrama, Mischung: weil sie Vorzeit und Islâm gemischt hätten. Ich gestehe, dass mich im Grunde keine dieser Erklärungen befriedigt. Es liegt, wie mir scheint, in dem Stamme, dem das Wort angehört, der Begriff des Eintauchens und somit auch des Niederdrückens; es könnte deshalb chidhrim die Wassermasse bezeichnen, in die man sich taucht; und mochadhram wäre vielleicht Einer, der sich darin getaucht hätte. Werden also die alten Dichter so genannt, so wäre es wol möglich, dass man jenen Begriff insofern auf sie angewendet hätte, als sie in die neue Lehre des Propheten, die ja ihrer Fülle und belebend erfrischenden Kraft wegen füglich mit dem Wasser verglichen werden konnte, sich getaucht hätten. Ich räume indess gern ein, dass ich diese Ansicht keineswegs für ganz sicher halte. — Zu dieser Viertheilung treten endlich noch die zeitgenössischen Dichter hinzu, welche ela'ssrijjûn heissen. Es sind also nach dieser Eintheilung 5 Klassen: die vorzeitigen, die rechtzeitigen, die glaubenszeitigen, die späteren und die zeitgenössischen Dichter.

Bevor wir zu der Eintheilung der Dichter nach ihrem inneren Werthe übergehen, erwähnen wir hier ein Paar Abtheilungen, in die man einige der alten Dichter gebracht hat. Nämlich 1) solche, die überhaupt nur wenige Gedichte gemacht haben, elmoqillûn.

Dahin gehört besonders Tharafa, der in der Blüthe der Jahre — wie es in dem Klagelied seiner Schwester auf ihn heisst, 26 Jahre alt — ein Opfer kecker Jugendzuversicht und fürstlicher Tücke fiel. Ausser seiner Moa'llaqa werden ihm allerdings noch 18 Gedichte in der alten Sammlung, von der wir oben sprachen, zugeschrieben: längere sind davon etwa 12, von denen aber 2 wenigstens unsicher. Ferner 'Alqama, von dessen drei Qassiden wir schon geredet haben; Imruolqais, dem etwa 20 Qassiden gehören, obgleich ihm mehr beigelegt werden; 'Obeid b. elebrass und Abu doâd; 'Antara, dem nach Einigen nichts weiter zuzuschreiben ist, als seine Moa'llaqa, wiewol jene Handschrift noch 26 Gedichte von ihm hat. Sodann die Verfasser von Moa'llaqât: 'Amr b. keltsûm, Elhârits b. hillise und einige weniger berühmte Dichter. 2) solche, die stets unterliegen, elmoghallabûn. Dahin sind zu rechnen: Nâbigha b. g̅a'da, den Aus ben ma'ri und Leilâ die achjâlische besiegten. Er floh vor dieser und starb als Wanderer am Wege. Dann auch Essibriqân, der namentlich dem Elhotheia immer unterlag und über den, wie über seinen Gegner, das grosse Kitâb elaghânî einen sehr interessanten Abschnitt im 1. Buche hat. — Die „Dichter-Dschinnen", die H. v. Hammer als eine besondere Abtheilung angibt, sind, wenn ich nicht irre, von ihm erfunden. Die Stelle, auf die er sich berufen könnte, ist wol die folgende: Abu bekr b. Doreid erzählt, dass Abu o'beide und wol auch Elasma'i gesagt hätten: Es traf die Koboldin den Hassân b. tsâbit auf einer Strasse von Medina, als er noch klein war und kein Gedicht gemacht hatte. Da kniete sie ihm auf die Brust und sagte: bist's Du, von dem Dein Volk hofft, dass Du sein Dichter dereinst seiest? — Ja, sagte er. — So sprich mir drei Verse auf Einen Reim, sonst tödte ich Dich. — Er sprach:

Wenn unter uns der Knabe heranwächst,
Kann man nicht zu ihm sprechen, wer er sei.
Wenn er nicht Herr ist, bevor er sattelt,
Wird er gewiss nimmer Herr unter uns sein.
Ich habe einen Genossen von den Benu Esscheissibân;
Manchmal rede ich, manchmal er.

Da liess sie ihn des Weges und sagte: geh zum Teufel! — Mir ist nicht möglich, eine besondere Dichterabtheilung darin zu erblicken.

Zur Bezeichnung des Dichters dient noch als vereinzelter Ausdruck: ettsunjân, d. h. Doppeldichter, derjenige, der selbst Dichter ist und dessen Vater es auch war: wie Ka'b b. soheir. Andere sagen, es bedeute denjenigen, den man ausnehme; wenn man sage: Keiner ist dichterischer als R., ausgenommen P., so sei P. der ausgenommene, also vorzüglichere, grössere Dichter. — Andere sagen: es sei der, auf den man, aus vielen heraus, mit dem Finger weise; noch Andere: es sei der, den man von den Dichtern ausnimmt, weil er unter ihnen stehe; noch Andere: es bedeute den Schwächling. Doch ist die erste Erklärung wol die richtige.

Hinsichtlich ihres Werthes theilen sich die Dichter in mehrere Rangstufen: 1) Chindsîds, der nicht bloss selbst Ausgezeichnetes leistet, sondern auch die besten Sachen

Anderer auswendig weiss und vorzutragen versteht. So recitirte Imruolqais die Gedichte des Abu doâd. 2) Mufliq, der selbst Ausgezeichnetes leistet. 3) Schâi'r, Dichter schlechthin; er streift schon an die Mittelmässigkeit. 4) Schowei'ir, Dichterling. 5) Schu'rûr, Reimschmied. 6) Motaschâi'r, Dilettant. 7) Bâi'r, Sudler. Manche rechnen aber bloss die 1., 2., 3., 5. Stufe, Andere bloss die 3., 4., 5., manche führen nur Mufliq, Muthbiq (etwas besser als mittelmässig), Schowei'ir und Schu'rûr als Klassen an. — Von den alten Dichtern hat mancher den Beinamen elfahl, der Hengst; er bezeichnet aber nicht eigentlich eine besondere Klasse, obgleich Einige die Gedichtvorträger so benennen wollen, sondern ist nur ein übertragener Ausdruck, um ihre Vortrefflichkeit hervorzuheben. Der unter diesem Namen bekannteste ist 'Alqama.

Da die Kunst des Schreibens der ältesten Zeit fremd und der mit Mohammed anbrechenden Aera wenigstens noch nicht geläufig war, so bildete sich gewissermaassen ein eigener Stand Rhapsoden aus, d. h. von Leuten, die selbst der poetischen Gabe entbehrend, die Lieder ihres Volkes dem Gedächtnisse einprägten und erst zur Lust, dann für Geld dieselben vortrugen. Diese Einrichtung erklärt sich bei dem Mangel an schriftlicher Aufzeichnung, bei dem Wohlgefallen des Volkes an Gedichten, bei dem Werth, den namentlich die Stammeslieder hatten, und diese Kunst wird besonders in der späteren Zeit auf eine Höhe gebracht, von der wir Mühe haben, uns einen Begriff zu machen. Der berühmteste dieser Vorträger, welche errowât hiessen, ist Hammâd, der, auf jeden der 28 Buchstaben des Alphabets reimend, 100 Qassiden wusste, deren alle an die 100 und mehr Verse hatten; man brauchte nur einen Vers, gleichviel welchen, anzufangen, so setzte er ihn sogleich fort mit den übrigen dazugehörigen, und wusste nicht bloss die einzelnen im Gedichte berührten Geschichten und Anspielungen, sondern auch des Dichters Lebensumstände etc. genau anzugeben. Aber nicht diesen Leuten allein war die Einprägung der alten Lieder überlassen, sondern die Dichter selbst übernahmen das Geschäft, einzelne Gedichte ihrer Vorgänger, die ihnen besonders gefielen, sich einzuprägen und vorzutragen. Dennoch waren durch die ersten stürmischen Zeiten des Islâm eine Menge von Liedern verschollen; von denen, die dieselben auswendig gewusst, waren eine Menge in den Kämpfen gefallen oder sonst gestorben; oder sie hatten auch, jetzt ganz anderen Beschäftigungen als früher ergeben, Vieles vergessen und bloss das Wenigste behalten, und nur in ganz ausserordentlichen Fällen fand es sich, dass die Gedichte der Vorzüglichsten aufgeschrieben waren und irgendwo verwahrt lagen. So klagen denn auch die älteren Schriftsteller, dass von dem, was die Araber einst gesprochen, ihnen nur das Wenigste zugekommen sei; und Ibn Sellâm, ein tüchtiger Litterator, sagt: Ein Beweis dafür, dass die Poesie fortgegangen und verfallen sei, ist die geringe Anzahl der Gedichte, die sich in den Händen der richtigen Vorträger befinden. So existiren von Tharafa und 'Obeid b. elebrass sicher etwa nur 10 Qassiden: und sie würden doch den Grad der Berühmtheit und des Vorzugs, den sie besitzen, nicht verdienen, wenn es nicht mehr als diese Paar Gedichte von ihnen gegeben hätte.

Verschollen also und verklungen ist so manches Lied der alten Zeit; aber, wenn

wir auf die altersgrauen Reste der arabischen Poesie zurückblicken, die die Sturm- und Drangperiode des ersten Islâm, die zerfahrenen Zeiten späterer Jahrhunderte und den Ruin staatlicher und gesellschaftlicher Verhältnisse überdauert haben, so müssen wir von Glück sagen, dass so viele Denkmäler der alten Zeit uns erhalten sind, und bekennen, dass wir insoferne mit der Arabischen Litteratur besser daran sind, als mit mancher anderen, die uns näher liegend ein grösseres Interesse mit Recht in Anspruch nimmt. Reicher zwar bei weitem und fast unversiegbar sprudeln die Quellen der spätern Poesie; angenehmer wandelt es sich auf deren blumigen Auen und in ihren schattigen Hainen, und mildere Sommerluft weht uns an, als auf den sandigen öden Fluren, unter den glühenden, durch kein Laubdach gebrochenen Sonnenstrahlen des alten Arabiens: allein seinen Reiz hat doch auch jene Zeit der alten Recken und Heroen, jene längst verschienenen Tage ursprünglichster Kraft und ungebändigter Freiheit, in denen der Mann, Kind seiner eigensten That, in edlem Stolz und im Vollgefühl seines persönlichen Werthes dastand und das, was das Gefühl des Rechtes und der Pflicht ihm gebot, übte und vertrat. Und nicht bloss ihren Reiz hat die alte Poesie für den, dessen Gemüth überhaupt poetischer Eindrücke fähig ist, der des Geistes innerstem Leben und Weben gerne zusieht und auch des Herzens vollere Schläge fühlen mag: sie hat auch ernstere und gewichtigere Seiten, die uns zu genauerer Betrachtung derselben und zur Befreundung mit ihr einladen. Es ist nicht bloss die geschichtliche Seite, die anzieht. Freilich ist es namentlich die alte Poesie, deren funkelnde Sterne uns aus dem Dunkel der Arabischen Geschichte vor Mohammed entgegenleuchten, und ihren Schein auf Wege werfen, deren Spuren ohne sie für uns fast verwischt wären. Sie ist es, die uns Blicke thun lässt in so manche geschichtlichen Vorgänge jener Zeit der „Unkenntniss“, deren der Eifer der ersten Gläubigen sich schämte und die ein frommer Unverstand aus dem Gedächtniss der Menschen zu tilgen sich angelegen sein liess. Aber es ist auch besonders die sprachliche Seite, von welcher betrachtet dieselbe an Interesse gewinnt und worin ihr hauptsächlichster Werth liegt. Denn sie weist der Arabischen Sprache nicht bloss ältestes, sondern auch vollendetstes Denkmal auf und ist in dieser Beziehung allen spätern Werken dieses liederreichen Volkes überlegen. Um die neueren Dichter verstehen und würdigen zu können, muss man die alten Vorgänger kennen. Bei allen sachkundigen Arabern ist darüber nur eine Stimme, und in den Schulen, wie in den gelehrten Zusammenkünften sind es beständig diese Alten, auf welche als Norm in streitigen Fällen zurückgegangen wird, und deren Behandlungsweise des Stoffes, deren Handhabung der Sprachform, deren Bau des Verses als Muster allen späteren Dichtern gilt.

Reicher allerdings ist im Verlaufe der Zeit seit Mohammed die arabische Sprache geworden; es sind nicht bloss die aus der Fremde zugebrachten und in die Sprache eingebürgerten Worte, sondern es sind namentlich neue, der neuen Ordnung der Dinge entsprechende Begriffe aus den Worten entwickelt, die vordem zwar volleren, aber nicht in so viele einzelne Beziehungen vertheilten Inhalt hatten. Dazu kommt, dass das Studium der Arabischen Sprache schon im 2. Jahrhundert nach Mohammed angele-

gentlichst betrieben wurde, und dass, mit Verkennung aller lokalen Unterschiede, alle Arabisch redenden Stämme unter demselben Gesichtspunkte zusammengefasst, ihre Ausdrucksweise sorgfältig aufgezeichnet, und so ein unendlich reicher, aber vaster Wortschatz zusammengebracht wurde, der eine Sprache aufwies, wie sie in der That nicht existirte. Das, worauf die Sammler des Arabischen Wortschatzes vor Allem ihr Augenmerk hätten richten sollen, dass sie die den einzelnen Stämmen eigenthümlichen Worte als solche verzeichnet hätten, ohne sie in den Gesammtschatz der Sprache aufzunehmen und dadurch einzubürgern, haben sie im Grunde unterlassen, und so uns eine unendlich schwierige, dennoch aber für das Verständniss der arabischen Sprachentwickelung nothwendige Arbeit aufgebürdet, zu der kaum einige Vorarbeiten gemacht sind. Staunenswerth ist die Thätigkeit, welche die Arabischen Gelehrten dem Studium ihrer Sprache gewidmet haben: aber verkennen kann man auch nicht, dass sie Schuld daran waren, dass das Sprachgefühl immer mehr verschwand, und dass, im Haschen nach besonderen Ausdrücken und Wendungen, die Natürlichkeit und Anmuth des Ausdruckes sich verlor. Das Studium der Grammatik und des Wortschatzes, wie beide von den Sprachgelehrten zusammengestellt waren in labyrinthischen Gängen, war Haupterforderniss für denjenigen, welcher auf den Namen eines Gebildeten Anspruch machen wollte, und der Dichter konnte desselben am wenigsten entrathen. So wird die Arabische Sprache in den Händen der Sprachkenner und Schriftsteller zu einem Treibhause, in dem zwar sorgfältig gepflegt die einzelnen Pflanzen üppig wuchern und durch die Prunkschösslinge, die sie treiben, unser Staunen erregen: aber sie beengen durch ihre Fülle unseren Sinn und flössen uns Sehnsucht ein nach der kräftig freien Entfaltung auf natürlichem Boden. Elharîrî in seinen Maqâmât ist noch weit mehr, als sein Vorgänger Elhamadânî, ein „Wunder der Zeit“: der Reichthum seiner Sprache, die Fülle seiner Bilder, die Gewandtheit, mit der er gleichviel welchen Stoff behandelt, überraschen und blenden; und dennoch ist sein Werk nur der glänzendste Beleg, in welche ganz verkehrte Richtung sich die schriftstellerische Thätigkeit verlaufen habe, und wie man Arabisch schreiben könne, ohne durchweg von Arabischredenden verstanden zu werden.

Zu grösserem Reichthume also hat sich zwar die Arabische Sprache nach aussen hin entwickelt, und die sehr geringen Einbussen aus alter Zeit, die sie erlitten, kommen dabei nicht in Betracht: aber was sie an Ausdehnung gewann, hat sie an innerer Kraft, an Originalität verloren, und die jugendliche Frische hat sie eingebüsst. Die Kunstfertigkeit der Dichter, an der die spätere Zeit Vieles vor der alten Zeit voraus hat, kann nicht entschädigen für das Kernige und Markige des Ausdruckes, für die Feierlichkeit, den Ernst und die Männlichkeit der Rede, wie sie aus den alten Liedern uns ansprechen. Den Imruolqais wiegt kein Elmotenebbi, den Ennâbigha kein Elbohtorî, den Soheir kein Abu temmâm auf: und sind die Gedichte der Neueren gefälliger, treten sie mehr in einen Kreis von Anschauungen, die den unsrigen etwas näher liegen als jene spröderen, aber ursprünglich kräftigen Dichtungen: doch weht uns aus diesen ein poetischer Hauch an, der unsere Brust hebt und erfrischt.

und wir fühlen den späteren Poesien ab, dass sie fast sämmtlich nicht aus der Fülle und Tiefe des Gemüthes hervorspriessen, sondern auf gelehrtem und künstlichem Boden erzeugt sind.

Das classische Zeitalter der Arabischen Poesie ist, wie gesagt, die Zeit vor Mohammed und dessen Zeitgenossen; aus Gründen, die oben berührt sind, sinkt die Poesie, bis mit Harûn arraschîd ein glänzender Regent an die Spitze seiner Zeit tritt und sich an seinem Hofe ein Kreis von Dichtern und gebildeten Männern zusammenfindet, in dem die Poesie der alten Zeit und ihrer eigenen Mitwelt die vollste Geltung findet. Es war eben nicht blos der Fürst für dieselbe empfänglich; sondern sowol der Glanz seiner Thaten und die grossen Seiten seines Charakters, als auch die durch die vorangehenden Kriegserfolge rasch und weithin verbreitete Cultur hatten die Gemüther jener Zeit für die Poesie gestimmt und bedeutende Dichter geweckt. Muster allerdings blieben die Alten; aber es kamen neue Motive, neue Anschauungen wie Lebenserfahrungen hinzu, und diese zweite Höhenperiode der Arabischen Dichtkunst trägt ein, wenn auch minderes, doch entschieden originelles Gepräge. Ein reicher blühender Dichterkranz flocht sich um den Thron Harûn arraschîd's und seiner nächsten Nachfolger; aber die duftendste Blume dieses Immortellenkranzes war in Abunowâs erblüht, einem Dichter, dem zu seinem Ruhme nichts fehlt, als dies, dass er eben so viel sittliche Kraft hätte haben müssen, als ihm dichterische Begabung in reichstem Maasse verliehen war.

Von hier aus breitet sich die Arabische Litteratur in immer breiteren, weiteren Wellen vor uns aus: die zu jener Zeit der Poesie zu Theil gewordene Anregung theilt sich allen Zweigen der geistigen Thätigkeit mit, und es gestaltet sich überall und durchgehends ein so vielseitiges und betriebsames litterarisches Leben und Verkehren, dass an Umfang und Leistung kaum eine Zeit sich jenen Jahrhunderten vergleichen lässt. Zwar kann sich die Poesie auf der Höhe, die sie gegen Ende des 2. Jahrhunderts der Hig̅re einnimmt, nicht lange behaupten: zu vielfache Einflüsse der theils glänzenden und theils doch elenden Zeit, die auch politisch im Sinken begriffen war, wirkten, und mit Ausnahme einzelner bedeutender Erscheinungen steht fast das ganze 3. Jahrhundert in poetischer Beziehung den Dichtern des 2. nach. Allein ein neuer Aufschwung erfolgt noch dies Mal, glänzender in seiner Art, als der zweite, und in gewissem Sinne ein Fortschritt, dessen sich die Araber lange rühmen und der die in der späteren Arabischen Litteraturgeschichte gefeiertesten Namen auf seiner Fahne trägt. Läge es mir hier daran, auf diesen Zeitraum näher einzugehen, so würde ich ausführlicher die Ursachen zu entwickeln haben, die zu dieser reichen Entfaltung dichterischer Begabung gerade in jener Zeit wirkten, wo der Schatten Gottes auf Erden durch den Emîr al omarâ ganz verdeckt und die Würde des Chalifen zum Gespött geworden war. Allein mein Zweck ist an dieser Stelle nur, eine kurze Andeutung der poetischen Entwickelung bis hierher zu geben — und ich unterlasse es daher, in einem Ueberblick die folgenden Zeiträume derselben zu zeigen, die im Ganzen nur ein Bild des Verfalls und der Ohnmacht auch auf poetischem Gebiete liefern — und will daher nur kurz einen Grund berühren, der zu diesem nochmaligen Aufschwunge besonders beitrug.

Der Umstand, welcher dem weitausgedehnten und mächtigen Reiche der Chalifen verderblich wurde und es factisch schon lange zu Grunde gerichtet hatte, als es noch dem Namen nach bestand, — das Aufkommen einer Menge einzelner Herrschaften und Dynastien, war von dem entschiedensten Nutzen für die Förderung wissenschaftlicher Zwecke. Fast mit jedem Fürsten, der sich in einer Provinz zum eigenen Herrn aufwarf, erstand den Gelehrten und namentlich den Dichtern ein Gönner, der eine Ehre darin fand, um sich eine Menge von Schöngeistern zu versammeln, und seinen Ruhm durch Freigebigkeit, wie andrerseits durch das Lob der Dichter besser gewahrt glaubte, als durch Eroberungen weiter Landstrecken. Ein Hof wetteiferte mit dem andern um diesen Preis; die Grossen thaten es in der Begünstigung litterarischer Bestrebungen ihren Fürsten nach und bisweilen zuvor, und das Volk im Grossen und Ganzen folgte ihrem Beispiele edlen Wettstreites für die schönsten Gaben der Menschheit. So konnte denn die Poesie, gehoben und getragen von den Ersten, wie vom Volke selbst, noch einmal erblühen, trotz der Zerfahrenheit und gerade wegen der Vielgetheiltheit der staatlichen Verhältnisse, und sie fand Stoff und Anregung zu dichterischer Entfaltung in den theils innerlich, theils von Aussen her vielbewegten Zeiten. Nicht bloss nämlich suchen einzelne Dynastien dem ohnehin auf's Aergste geschwächten Chalifate immer mehr Land und Ansehen zu entreissen und auf sich zu übertragen; nicht bloss sind Einzelne dieser Fürsten in fast beständigem Kampfe mit einander und suchen sich gegenseitig aus dem gewonnenen Besitze zu verdrängen: sondern die Byzantiner dringen auch namentlich seit 323 immer siegreicher in Kleinasien vor, und von ihren tapfern, kriegserfahrenen und besonnenen Anführern immer mehr bedrängt, haben die Moslimen Mühe, sich des Feindes ihres Glaubens im eigenen Lande zu erwehren. —

Möge es mir gestattet sein, diesen Abschnitt mit einem Blick auf das Leben und Treiben der Dichter gerade dieser Periode zu beschliessen und ein kleines Bild einer Klasse von Menschen zu entwerfen, die bei aller Noth der Zeit und bei allem Waffenlärm, der sie umtobt, unbeirrt dem stillen Drange ihres Genius folgt, die das Leben, weil es kurz ist, in harmlosem Genuss oder eifrigem Studium ausbeutet, und die, ob auch des Krieges polternder Ruf ihre Stimme übertönt oder auf Zeiten das Ohr Anderer für ihre Lieder betäubt, dennoch nicht müde wird zu singen und zu sagen, und, der Zukunft getrost, die sie hören wird, sich des Daseins freut in stillem Behagen. Die Geschichte erzählt von den Kriegen jener Zeiten, in denen Reiche fielen und entstanden, von den Fürsten, die emporstiegen und verschwanden: aber von dem Leben des Geistes, das in der Stille reich und voll hervorquoll, redet sie wenig, und so mag denn vielleicht Mancher sich durch eine Skizze derselben einladen lassen, dasselbe aus erster Quelle, durch eigene Betrachtung, kennen zu lernen. Bei aller Bewegtheit der damaligen Zeiten, bei den Gefahren, die das Wohl des Einzelnen, wie des Ganzen bedrohten, und bei dem steten Wechsel des Looses, die der folgende Tag bringen mochte, war es dennoch für die besondere Klasse der Gelehrten und Dichter ein eigenthümlich heiteres und reges Leben in gesteigertem Genuss des Daseins, dies damalige Leben in den Moslimischen Landen.

Aehnlich wie die Troubadours und Minnesänger im späteren Mittelalter führten die Dichter, Gelehrten und Schöngeister in den damaligen Reichen Arabischer Herrschaft selten ein sitzendes, häufig ein wanderndes Leben: sich in das Beduinenzelt begebend, um der Worte rechte Bedeutung und des Ausdruckes kernige Frische zu erlernen; des Weges Weite und Unwirthlichkeit nicht scheuend, um bei einem berühmten Lehrer zu hören und in ihres Faches tiefsten Grund zu dringen; verweilend, wo ihnen der Rastort, der Umgang zusagte, weiter eilend, wo Umgebung oder Begegnung ihnen missbehagte und bessere Aussichten ihrer warteten; hingezogen besonders nach dem Orte, wo sie eine Menge von befreundeten oder verwandten Geistern zu finden gewiss waren, und wo eines Grossen oder eines Fürsten freigebige Hand sie begrüsste. Scheinen allerdings kann es so, als wenn, ausser der Eitelkeit, mit seinen Gedichten vor dem Fürsten und vor glänzender Versammlung zu prunken und deren Lob einzuernten, besonders die Hoffnung und oft die Gewissheit reicher Belohnung an Geld und Gut Manchen an den Hof des Fürsten gezogen, der nun gerade als der freigebigste bekannt war. Denn Ruhmsucht und Habgier sind fast immer die Fäden, die sich durch das Leben und die Werke der Arabischen Dichter ziehen, und, nicht ohne Befremden, vermissen wir bei ihnen jene anspruchslose Bescheidenheit und jene Entsagung auf die Güter des Glücks, die sich nach unseren Begriffen für den geistig Bedeutenden von selbst versteht. Allein übersehen dürfen wir dabei auch nicht, dass hier, wie in so vielen Punkten, unsere Lebensanschauung von der der Araber bedeutend abweicht. Fürst ist in ihren Augen nur der, welcher in äusserem Gepränge sich weit über den Andern erhaben zeigt; eigener Werth genügt nicht, er muss sich zeigen und glänzen; ihn trennt von den Uebrigen eine Kluft, die zu gross ist, als dass man sie durchmesse: und daher erscheint ihnen derselbe eben als Fürst in solchem Nimbus, auf solcher Höhe, dass in Vergleich mit ihm Alle verschwinden, und dass kein Ausdruck stark genug ist, um ihn würdig genug zu preisen. Die Dichter also vergeben weder ihrem Charakter, noch ihrer Würde etwas, wenn sie in ihren Gedichten an Fürsten oder Grosse (denn diese nehmen oft die Stelle jener ein) jene himmelhoch erheben und sich selbst tief in den Staub bücken: denn es ist im Grunde weniger die Persönlichkeit, der ihr Lied gilt, als die Idee, welche sich an deren Stand knüpft. Dazu kommt, dass, wie die Wolke regnen und die Sonne leuchten, so auch der Fürst freigebig sein muss, ohne Schranken. Ist schon bei gewöhnlichen Menschen dies ängstliche Bedacht- und Inachtnehmen von Hab und Gut, das Sparen und Zusammenscharren von Vermögen etwas Gehässiges, Unzulässiges: wie viel weniger geziemt sich diese Herzensenge und Beschränktheit für denjenigen, der auf der Höhe des Lebens gipfelt? Wie sollte also der Fürst nicht freigebig sein gegen Fremde, die von fern gekommen schon deshalb auf seine Gastlichkeit zu rechnen berechtigt sind? Wie denen nicht Ehrenkleider schenken, deren Kleid von des Weges und Wetters Unwirschheit zerfetzt ist? Wie nicht denen goldene Wegeszehrung geben, die weiter ziehend entweder sein Lob in alle Welt tragen oder seinen Namen brandmarken für alle Zeiten? Wie aber auch nicht erkenntlich sein für die Lobsprüche, die sie seinen Thaten oder

Worten, seinen Ahnen oder Kindern gezollt haben, für den Hochgenuss und die freudige Wallung, in die sie des Dichters begeistertes Wort versetzt hat? Eins ist so natürlich wie das andere, und der Fürst, der selbst reichlich schenkt, thut eigentlich Nichts weiter, als dass er zu erkennen gibt, dass die Verse, die er vernommen, schön und dass die Gedanken, die in ihnen ausgesprochen, ihm gefallen. Ein einfacher Dank, womit in unseren Zeiten sich der Grosse abfinden kann, ist nach den Begriffen des Arabers unmöglich: Dank ist Vergeltung, und eigentlich nicht einmal Belohnung.

Ziehen also die Dichter von Hof zu Hof, um Geschenke buhlend oder Ehrenstellen suchend, — und wir können diese Thatsache nicht leugnen — so thun sie damit nichts, was sie entehrt, und der Vorwurf der Habgier darf sie deshalb nicht treffen. Allerdings sind der Beispiele nicht wenige, wo die Unersättlichkeit im Habenwollen unangenehm selbst die Zeitgenossen berührte, und Spott wenn nicht gar Verachtung zu Folge hatte. Elmotenebbi, der so manches Lied zu Ehren Seifeddaula's sang, und der so zahllose Belohnungen aller Art davontrug, war einer von dieser Sorte, dem die reichliche Gabe nie reichlich genug und der Spenden Fülle nie voll genug schien. Wie kommt es doch, warf ihm mit Recht Jemand vor, dass du, der du den Edelmuth und die Freigebigkeit bei Andern so hoch rühmest, selbst so geizig bist? Man redet jetzt bei den abendlichen Zusammenkünften von nichts Anderem. Und doch ist die Habsucht etwas Schimpfliches, und bei dir, in deiner Stellung, bei deinem Vorhaben, ist sie es um so mehr. — Freund, versetzte der Dichter zur Entschuldigung, das Geld macht den Mann. Davon habe ich schon in meiner Jugend ein Beispiel gehabt, das ich nie vergessen werde. Ich war nach Baghdâd gekommen, mit 5 Dirhem in der Tasche, und ging über den Markt, als ich bei einem Fruchthändler 5 prächtige Frühmelonen sah. Ich wollte darauf handeln, aber der Mann wies mich zurück: das sei nicht für meinen Gaumen. Wie viel sollen sie kosten? fragte ich. 10 Dirhem, antwortete er, und so blieb ich verlegen stehen, denn nur die Hälfte des Geldes besass ich. Kam alsbald ein alter Kaufherr vorbei, den der Händler anrief und bat, ihm jene Früchte abzukaufen. Lass sie mich in deine Wohnung tragen, sagte er. — Nun, wie viel sollen sie kosten? — Nur 5 Dirhem. — Willst du 2 dafür haben? — Na, meinetwegen, sagte der Händler, und trug sie mit allerlei Bücklingen in sein Haus. Als er zurück war, fragte ich ihn, warum er einen so schlechten Handel gemacht, und für 2 Dirhem verkauft hätte, was ich ihm mit 5 bezahlt haben würde? — Dummkopf, versetzte er mir, halt doch den Mund, der Mann besitzt 100.000 Dinâr! — Und besässe er auch das Doppelte, was scheert es dich, wenn er dir nur 2 Dirhem gibt? — Aber der Krämer kam immer wieder darauf zurück und wusste nichts weiter zu erwiedern als: der Mann besitzt 100.000 Dinâr! — Das merkte ich mir denn, dass die Ehre sich nach dem Geldbeutel richtet, und von Stund' an strebte ich danach auch reich zu werden und von mir sagen lassen zu können: der Mann besitzt 100.000 Dinâr!

Waren also bisweilen dergleichen Grundsätze und Ansichten, oder Pläne anderer Art, oder auch die blosse Befriedigung von allerlei Gelüste der Anlass zu dieser unersättlichen Gier nach Schätzen oder Plätzen, und können wir nicht umhin, ein solches

Uebermaass der Erwerbslust zu missbilligen, so dürfen wir auch andrerseits uns nicht verhehlen, dass gerade bei dieser Art Leuten, denen fürstliche Geschenke zuflossen, das Geld das am wenigsten dauernde Gut war. Mehr zu jener Zeit als vielleicht je, führten die Dichter ein Leben, das dem Augenblicke und seinen Freuden geweiht war, und das um den morgenden Tag sich wenig kümmerte. Waren sie doch sicher, ein Unterkommen zu finden, wo und wann sie desselben bedurften: noch galt die Kunst des Gesanges und stand in Ehren bei Hof wie beim Volke, und der Sänger, wohin er kam, war willkommen und wohl aufgenommen. Nahrungssorgen zudem konnten den Mann nicht drücken, der in dem Reichthume seiner poetischen Schöpfungskraft Ersatz findend für Entbehrungen, die augenblickliche Verhältnisse ihm auferlegten, sich mit wenigen Bissen zu begnügen wusste, die er überall fand, und der gewiss war, bald an anderem Orte höhere Schätzung und Anerkennung zu finden. So entrollt sich vor unsern Augen, wenn wir in das poetische Leben und Treiben eines Dichters jener Zeiten uns versenken, ein anmuthiges reizendes Bild vor unsern Augen. Liebe und Wein sind die Pole, um die sich die Axe seines Daseins dreht; dichten, singen, lieben und trinken, das scheint ihm seines Lebens Aufgabe zu sein, die er in harmloser Weise, selbst ein Kind des Augenblicks, erfüllt. Nicht den Becher mit Reben bekränzt, aber sein Haupt mit Rosen geschmückt, zur Seite eine Schöne, die mit ihm kost und zur Laute seine und andere Lieder singt; ein Freund, der mit ihm der Jugendzeit wonnige Stunden geniesst und in trautem Gespräche die nächtlichen Stunden kürzt; ein schöner Knabe, der den Wein kredenzt und der Befehle seines geliebten Herrn wartet — so verlebt der Dichter seine Jugend und geniesst was das Leben nur bieten kann. Wie könnte er kargen mit dem Gelde, das ihm so eben fürstliche Huld bescheert? Wie könnte er seinem schmeichlerischen Mädchen etwas versagen, und ihr nicht mit vollen Händen die Freudenstunden vergelten, die sie ihm bereitet? So kommt und geht das Geld, das er empfangen hat, oft noch ehe der folgende Tag angebrochen ist; aber, wie kostbar der Genuss sei, ihn kümmert der Preis nicht, um den er das Leben ausbeutet: weiss er doch, dass der Born seiner Kunst in ihm nicht versiegt, und dass am nächsten Tage ein neuer Quellstrahl seiner Poesie in goldenem Regen auf ihn zurückfällt.

Aber nicht das Liebeleben allein kann auf die Dauer befriedigen und der weiteren Genüsse entheben; die kräftigere Natur bedarf neuer Anregung und findet sie in der Bewegtheit des kriegerischen Lebens. Was Wunder also, wenn wir manche Dichter den Becher und ihr Mädchen mit dem Schwerte und dem Rosse vertauschen und sie statt an des Liedes zarter Melodie an der Waffen betäubendem Geklirre sich erlaben sehen? Und dies um so öfter, in je näherem Verhältnisse der Dichter zu seinem fürstlichen Gönner steht. Kommen gar noch verwandtschaftliche Beziehungen oder besondere daraus entspringende Interessen hinzu, so begreift man, wie selbst ruhigere Naturen nicht umhin konnten, sich auch im Waffenhandwerke zu versuchen, auch in kriegerischen Unternehmungen sich zu bethätigen und zu zeigen, dass auch in ihnen der alte ritterliche Geist ihrer Arabischen Ahnen nicht erstorben sei.

II.

Ueber Eintheilung der Arabischen Poesie.

Wer an den Dichterwerken des classischen Alterthums aufgewachsen und mit der Poesie der neueren Zeiten bekannt ist, wird sich an eine genaue Unterscheidung der Dichtgattungen so sehr gewöhnt haben, dass er dieselbe in allen entwickelten Litteraturen wiederzufinden erwartet. Nicht ohne Grund also wird er sich darüber wundern, dass der reichen Arabischen Poesie diese Eintheilung in Gattungen fremd sei; er wird fragen, ob dieselben überhaupt noch ungeschieden in einander liegen, oder ob sie nicht doch, wenn auch unvollkommen, wenigstens zum Theil entwickelt seien, und er wird sich nach einer Erklärung dieser auffälligen Erscheinung um so mehr umsehen, als er bei anderen orientalischen Völkern, wie bei den Indern, alle Dichtgattungen, oder wie bei den Persern, wenigstens mehrere derselben ausgebildet findet.

Diese Erscheinung zu erklären, darf man jedoch nicht etwa meinen, dass das Arabische Volk sich noch nicht bis zu der Kulturstufe erhoben habe, auf der die Poesie in jenen drei Richtungen angebaut zu werden pflegt, und dass es mit der Zeit — wenn die staatlichen Verhältnisse dazu mitgewirkt hätten — gleichfalls dahin gelangt sein würde. Es ist ein sehr missliches Ding, die Entstehung von Geisteswerken zeitlich begrenzen zu wollen, vielmehr wird ein Volk, das in die Geschichte getreten ist und ein reiches und dazu langes Leben des Geistes und der That zurücklegt, alle schöpferischen Triebe, die ihm innewohnen, entfalten und eigenthümlich gestalten. Stellt sich denn, mit den Werken anderer Völker verglichen, in einer oder der anderen Beziehung ein Mangel heraus, wie andererseits auch vielleicht ein Vorzug, so bleibt uns kein anderer Erklärungsgrund dieser Thatsache, als der, dass es die besondere Geistesrichtung des Volkes sei, die dasselbe nach dieser Seite hin und von jener Seite weg geführt habe. Wer die Arabische Litteratur kennt, wird gewiss einräumen, dass die Araber zum mindesten sechs Jahrhunderte hindurch wie auf anderen Gebieten derselben, so vornehmlich auf dem der Poesie sich vielfach bewegt und glänzende Erfolge erzielt haben, und dass es nicht Schuld der Zeitkürze sei, dass sie manche Litteraturzweige verhältnissmässig schwach oder ungenügend, andere gar nicht bearbeitet haben. Es kann

eben nur in dem Wesen dieses Volkes selbst, in seiner Lebensauffassung und Denkweise und in der Stellung, die die Einzelnen im geselligen oder staatlichen Leben zu einander einnahmen, liegen, dass es für die bestimmte Ausprägung dieser oder jener Gattung nicht empfänglich war.

Für den hauptsächlichsten Grund, weshalb die Arabische Poesie sich nicht allseitig zu der epischen, lyrischen und dramatischen Gattung entwickelt habe, halte ich die in der Geschichte, wie in den Geisteswerken der Araber überall ausgeprägte Richtung derselben auf ihr eigenes Gemüthsleben und die ihnen mangelnde Fähigkeit, mit Aufgeben der Individualität die Verhältnisse und Personen gegenständlich aufzufassen und darzustellen. In schroffkantige Persönlichkeit abgegrenzt, lebt der Araber sein eigenstes Dasein; und im Handeln wie im Denken von sich ausgehend und auf sich zurückkommend, genügt er sich in der Fülle der Gegenwart. Die Vergangenheit kümmert ihn nur als geschehene That, nicht aber in dem Processe ihres Vorganges oder in dem Wirken der in der Zeit liegenden verschiedenen Ursachen zu einem Resultate: sie ist ihm vorhanden, aber sie ist nicht für ihn geworden. Und eben so wenig denkt er über die Ursachen nach, die ihn selbst zu dem, der er nun geworden ist, gemacht haben. Eine Selbstschau, insofern wir darunter ein Erwägen aller Momente, die wesentlich zur Entwickelung des Menschen beigetragen haben und ein Zersetzen der Geistesthätigkeit begreifen, kennt er nicht. Er vermag nicht, von einem höheren Standpunkte aus ein ganzes Gebiet zu umfassen und mit philosophischem Geiste zu durchdringen: bald an dieser, bald an jener Seite eines Gegenstandes haftend, betrachtet und begrübelt er dieselbe zwar mit seinem scharfen Verstande, aber die Beziehung des Theiles zum Ganzen zu würdigen und in der Mannichfaltigkeit die Einheit und den leitenden Gedanken zu erkennen, ist er ausser Stande. Die Welt der Erscheinungen tritt an ihn heran: aber er begreift sie nur in der Vereinzelung ihrer Vorgänge, in dem Nacheinander und nicht in ihrem Beisammensein und in ihrer gegenseitigen Durchdringung. Er verkehrt mit Anderen: aber die Wesenheit derselben ist es nicht, die er erfasst; es sind einzelne Züge, die ihm auffallen, besondere Seiten, die ihn anziehen oder abstossen, aber er kann sich keine Rechenschaft darüber geben, weil er für Auffassung des Ganzen keinen Sinn hat. Dazu kommt, dass ihn von einer Neigung, sich um innere oder äussere Angelegenheiten Anderer zu kümmern oder sich darin zu mischen, die in so mancher Beziehung richtige Ansicht abhält, dass der Mensch sich selbst ein beständiges Räthsel sei, zu dessen Lösung nicht einmal die Anspannung aller seiner Kräfte hinreiche, und dass er also um so weniger Anlass oder Grund habe, sich auch noch in fremde Denk- und Handlungsweise zu versetzen. Davon, dass er sich der inneren Gründe einer Sache klar werde und deren Zusammenhange oder Triebfedern nachspüre, hält ihn ferner auch seine religiöse Ueberzeugung ab. Denn das, was geschieht, ist höheres Verhängniss: es zu ergründen habe der Mensch weder Kraft noch Beruf; es sei seine Pflicht, sich demselben zu fügen und stehe ihm nicht zu, darüber zu murren. Also das Wie und Warum der Begebenheit rührt ihn nicht; er nimmt die un-

vermeidliche Thatsache hin, wie sie ihn trifft, und sein Trost ist, Gott thut was er will.

Geht nun dem Araber, wie wir vorher sagten, die Fähigkeit und die Lust ab, sich in das Seelenleben Anderer zu vertiefen, so müssen wir andererseits auch zugeben, dass ihm einigermaassen die Gelegenheit fehlt, die Beweglichkeit und Mannichfaltigkeit der Charactere tiefer kennen zu lernen. Diese wird nämlich besonders immer da mangeln, wo dem Menschen eine freie Entwickelung seines Geistes, gleichviel aus welchen Gründen, versagt ist; und wir dürfen uns nicht wundern, wenn es, in den Zeiten der Chalifenherrschaft, der in vielfacher Nüancirung ausgeprägten Individualitäten wenige gibt. Zwar die alten Zeiten, mit der freien Entwickelung männlicher und weiblicher Eigenthümlichkeit, hätten des Anlasses genug geben können, ganze Menschen kennen zu lernen: allein hier ist der Zug des Arabischen Geistes, sich in seiner eigenen Geistessphäre zu beschränken und um Andere nur, in soweit es persönliche Verhältnisse forderten, sich zu bekümmern, noch so sehr vorwiegend, dass auch damals die gegenständliche Auffassung der Charactere mangelt.

Wenn überhaupt die Geistesrichtung der Araber nicht auf Erfassen eines Ganzen geht, sondern darauf, an Einzelnheiten sich zu halten, unbekümmert um den höheren Zusammenhang, so werden sie vielleicht zwar bei Behandlung eines Gegenstandes, in Auffindung besonderer und eigenthümlicher Seiten desselben bewunderungswürdig sein; aber sie werden dieselben als organische Theile in ein Ganzes zu verweben nicht vermögen. Denn es gehört dazu ein Ueberblicken der Mittel, die Einem zu Gebote stehen; ein Abwägen des Wichtigen und Minderwichtigen; ein Sichrechenschaftgeben von Ursache und Wirkung; ein Durchdringen des Stoffes, dessen Theile man in gehörigem Zusammenhange (so dass einer mit dem andern und durch den andern wirke) an einander reihe. Kurz, es gehört ein künstlerischer Sinn dazu, der das Leben vergeistigend wiederschafft, weil er es in seinen Triebfedern und seinem in einander greifenden Räderwerke richtig erkannt hat. Dazu fehlt aber dem Araber die objective Anschauung; dazu fehlt ihm die subjective Vertiefung in den Kern des Stoffes. Dieser Mangel wird namentlich auch dann zu Tage treten, wenn der Araber an Behandlung geschichtlicher Vergangenheit geht. Die Idee, welche eine Zeit erfüllt und in ihr lebendige Gestalt annimmt, wird er nicht erfassen, sondern einzelne Vorgänge als blosse Vorfälle, ohne Rückbeziehung und Weiterwirkung, darstellen. Personen, als Träger ihrer Zeit, in denen die damals thätigen Kräfte und wirkenden Ideen ihren Ausdruck gewinnen, kennt er nicht, und kann daher an künstlerische Bearbeitung geschichtlicher Stoffe nicht einmal denken.

Ist nun die Richtung auf eigene Seelenzustände dem Arabischen Geiste so vorwiegend eingeprägt, dann ergibt sich leicht, dass dieselbe, wie in andern Zweigen der Litteratur, so auch besonders in der Poesie dieses Volkes vorherrsche. Wir werden also von vornherein erwarten dürfen, dass namentlich diejenige Gattung, die auf Empfindung und Gefühl beruht, bei demselben angebaut sei, dass aber diejenigen, bei denen es

auf objective Auffassung und Darstellung ankommt, ausserhalb des Kreises seiner schöpferischen Thätigkeit liegen werden.

Wenn wir also zunächst von einer genauen Unterscheidung und selbständigen Ausprägung der Dichtgattungen sprechen, werden wir sagen müssen, es werde die lyrische Seite der Poesie bei den Arabern vorwiegend ausgebildet sein, die dramatische und epische dagegen so gut wie ganz mangeln. Diese beiden Gattungen beruhen nämlich im Ganzen auf der Vergegenständlichung von Personen und Verhältnissen; die Epik hat es mit Begebenheiten der Vergangenheit zu thun, die sie, für sich stehend und ohne eigentlichen Bezug auf die Gegenwart, in ihrem eigenen Verlaufe darstellt; die Dramatik rückt die Vergangenheit in die Gegenwart, und indem sie Personen als deren Träger handelnd hinstellt, lässt sie sich dieselbe vor unsern Augen in verschiedenen Phasen entwickeln.

Betrachten wir nun diese Gattungen im Einzelnen, so fehlen der Entwicklung der Epik bei den Arabern alle Bedingungen. Nicht bloss viel zu innerlich, um einen Stoff der Vergangenheit an und für sich und losgetrennt von der Gegenwart zu behandeln; nicht bloss viel zu wenig gegenständlich, um ein Ganzes nach seinen inneren Bezügen zu erfassen, findet der Arabische Dichter auch in der That nicht einmal nationale Stoffe und eine grosse Vergangenheit vor. Bei der unendlichen Zersplitterung, in der die Araber von jeher getheilt waren, konnte es keine einheitliche Geschichte, keinen nationalen Stoff geben. Da sich nun das Epos nur in früher Zeit bilden kann, wenn die Sage noch von Stamm zu Stamm wandert, und gleichsam die Gesammtheit des Volkes, von ruhmreichen Thaten der Vergangenheit erfüllt, an deren Reproduction arbeitet, so hatte dasselbe bei den Arabern keinen Mittelpunct, an den es sich lehnen und um den es seine Kreise schlagen konnte. Zwar die einzelnen Stämme hatten ihre Heroen, rühmten sich ihrer hohen Thaten; und so hätte zwar späterhin ein Kunstepos oder Volkslieder auf sie, in der Vereinzelung, entstehen können, nimmermehr aber ein Epos. Aber auch nicht einmal für solche Volkslieder war der Arabische Geist geeignet: sie umfassen doch immer, wenn auch in kleinerem Rahmen, ein Stück Vergangenheit, und der Araber ist nun einmal so sehr Kind der Gegenwart, dass seine Poesie sich an ganz persönlichen Anlässen des Augenblickes erzeugt, und so an einzelnen Vorkommenheiten eigenen Erlebnisses erschöpft.

Für die Dramatik aber geht dem Araber vollends aller Sinn ab. Die Vergangenheit ist für ihn da, er kennt die einzelnen Begebenheiten derselben, aber er begreift ihren Zusammenhang nicht und vermag daher nicht, sie in lebensfrischer Gestalt und in ihren Wechseleinflüssen darzustellen. Noch weniger aber ist er im Stande, lebenswahre Persönlichkeiten zu schaffen und in Handlung vorzuführen. Es liegt dies nicht in einem Mangel an Einbildungskraft, sondern an der ihm fehlenden Einsicht in das Geistesleben des Menschen. Er kann sich nicht losmachen von den Zügen, wie sie die Geschichte ihm gibt: daran klebend, kann er zwar Personen der Vergangenheit beschreiben; aber nur genau nach der Ueberlieferung, Wort für Wort, weil er sich nicht auf einen Standpunkt erheben kann, von dem aus er dieselben idealisire. Wollte er z. B. einen Helden eine Rede halten lassen, er würde ihm nicht seinem Character gemässe und seiner ganzen

Lage entsprechende Worte in den Mund legen, wie er sie hätte reden können; er würde vielmehr ängstlich forschen, wie er, nach der Geschichte, geredet habe. Dem Arabischen Dichter geht ferner der künstlerische Ueberblick über seinen Stoff ab; einen Plan zu fassen, in welchem alle einzelnen Mittel organisch in einander greifen und einander bedingen, in welchem Verwicklungen sich anspinnen und naturgemäss lösen, liegt ausser seiner Sphäre: und das Drama mehr noch, als das Epos, verlangt diese künstlerische Berechnung. — Ausserdem kann sich überhaupt das Drama nur dann entwickeln, wenn das Leben in gemächlicherem Flusse dahingleitet, und ruhigere Zeiten eine Sammlung des Geistes und ein auf die Vergangenheit gerichtetes Nachdenken gestatten. Erst dann wird die lebendige Reproduction der früheren grossen Zeit, eben in den bedeutenden Lebensmomenten hervorragender Personen, für die Gegenwart anziehend sein. Diese Ruhe, Einheit und Stetigkeit des Daseins fehlt dem Leben der alten Araber, das in rascherem Sturme daherbraust; sie leben nur sich und den Ihrigen, und die Vorzeit kann keine objective Gestaltung gewinnen. Und ebenso wenig in späteren Zeiten, bei aller äussern Beständigkeit, die das Leben gewonnen hatte, aus den theils schon berührten Gründen der Richtung des Dichters auf die Innerlichkeit des Gemüthslebens, theils aber auch noch aus äusseren Gründen. Die Dramatik kann der Frauen nicht entrathen; sie ist eine Darstellung des Lebens nach idealem Zuschnitte, und darf sich daher nicht versagen, auch den Frauen ihre Rollen zuzutheilen. Nun aber stehen dieselben, bei den Arabern, zu den Männern in Beziehungen so dürftiger und einseitiger Art, dass sie aus dem öffentlichen Leben eigentlich verschwinden. So würde also die Arabische Dramatik eines wesentlichen Hebels des Interesses entbehren, oder ihn doch nur in beschränkter Weise anwenden können, mithin in eine Einseitigkeit gerathen, die dem Ganzen Eintrag thäte. Es kommt dazu, dass der Arabische Dichter das Schicklichkeitsgefühl verletzen würde, wollte er sich überhaupt mit Familienvorgängen in seinem Stücke beschäftigen oder dächte er daran, Frauen auf die Bühne zu bringen: sie gehören einmal nicht vor die Oeffentlichkeit.

Ferner gehört zu der Darstellung dramatischer Werke eine besondere Kunst des Schauspielers, sich in den Character der Person, die er vorstellen soll, bis ins Einzelne hineinzudenken und demgemäss zu handeln. Dieses thätliche Heraustreten aber aus dem Heiligthume seiner Selbstangehörigkeit ist dem Araber nicht möglich: er würde, selbst wenn er ernstes Bestreben dazu hätte und etwa den Hohn von Zuschauern nicht scheute, die diese Umwandlung nimmer gutheissen würden, dennoch nichts als Carricaturen liefern. Darum ermangelt der Araber auch der plastischen Kunst, weil dieselbe ein vollständiges Aufgehen in den Stoff, den man behandelt, verlangt. Ferner steht aber der Aufführung eines Dramas auch ein religiöses Vorurtheil entgegen, das den Schauspieler von vornherein abhalten musste, Personen der Vergangenheit darzustellen: nämlich der Gedanke, dieselben dadurch in ihrem Himmelsfrieden zu beunruhigen. Es würde ihnen wie ein Geistereitiren vorgekommen sein, ihre alten Helden auf der Bühne wandeln und handeln zu sehen: und wie die Malerei aus dem Grunde verboten war, um nicht die Seele einem Körper zu entwenden, würde die Dramatik aus ähnlichem Grunde noch weit eher unter-

sagt sein, wenn überhaupt an solche Kunst gedacht worden wäre. — Es gehörten aber für die Aufführung selbst auch allerlei Kunstzurichtungen, die gleichfalls eine besondere Begabung voraussetzen und im Allgemeinen dem Araber fehlen. Endlich ist auch, damit das Drama sich bilden und gedeihen könne, ein Publicum nothwendig, das fähig ist, dergleichen Werke, die doch ein Allgemeinverständniss beanspruchen, aufzufassen und zu würdigen, und das nicht blos Interesse, sondern auch Kunstsinn mitbringe. Es gehört aber schon eine bedeutende geistige Reife des Volkes dazu, um an dramatischen Werken tiefern Gehaltes und stillerer Entwicklung Interesse zu finden und diese Reife geht dem Arabischen Publicum ab. Ja, wären es Schaustücke gewesen, mit fürstlichen Aufzügen, soldatischem Gepränge, Mord und Todtschlag: das hätte als Ganzes vielleicht gefallen: aber das ist keine Poesie.

Stellen sich der Entwicklung der epischen und dramatischen Poesie alle jene Hindernisse entgegen, so kann man doch nicht als neuen Grund gegen dieselben anführen, dass der Qorân diesen Gattungen in den Weg getreten sei. Er ist überhaupt nicht Freund, weder von Mährchen noch von Gedichten: und dennoch ist er der Entwicklung der Arten zu denen der Volksgeist drängte, nicht hinderlieh gewesen, und auch die Epik und Dramatik würde sich Bahn gebrochen haben, wenn ein innerer Trieb dazu im Volksgeiste gelegen hätte. Auch darf Keiner meinen, die Sprache sei zu spröde und schroff und ungelenk gewesen. Sie wäre es weder zum Dialog noch zur episehen Darstellung, noch sogar zu Oden oder Dithyramben, und die Metrik eignet sich aufs Vollkommenste zu allen Dichtgattungen, sei es im Hexameter, sei es im Strophenbau.

Fehlt also zwar die epische und dramatisehe Gattung, in der sonst üblichen Gesondertheit, der Arabischen Poesie, und scheint es, als ob nur diejenige Richtung angebaut sei, in weleher das Gemüthsleben des Einzelnen völliges Genüge findet, nämlich die l y r i s c h e — so dürfen wir doch keineswegs ohne Weiteres einräumen, dass die Arabisehe Poesie nichts weiter als Lyrik sei. Denn allerdings zeigt sich, wenngleich verhältnissmässig selten, eine dramatische Richtung derselben; die Anreden an das Freundespaar, Einreden der Tadlerinnen, Vorwurf oder Aufmunterung an den Dichter und Antwort desselben u. dergl. nehmen bisweilen einen raschen Anlauf zu dramatischer Form, die jedoch alsbald in Lyrik umschlägt und den Dichter in das gewohnte Geleise seiner Anschauungen und Gefühle zurückführt. Und andererseits machen sich in der Arabischen Poesie fast überall zwei Bestrebungen geltend; nach der einen Seite hin Beschreibung der gegenständlichen Erscheinungen, nach der andern aber Darstellung der Empfindungen und beide Seiten verflechten sich oftmals so in einander, dass an Sonderung derselben nicht zu denken ist. Dies beschreibende Element, das wir nicht episch nennen können — weil es nicht der Vergangenheit, sondern der Gegenwart angehört, und weil es, ohne Bezug auf eine Volksthat, lediglich aus dem Verhältniss des Diehters zu den .Gegenständen fliesst — noch auch als rein lyrisch bezeichnen dürfen — insofern es oft der durch die Dinge hervorgerufenen Reflexion entbehrend sich bloss mit diesen beschäftigt — dringt überall in das lyrische Gebiet ein, wenngleich dies bei weitem vorherrscht und der Arabi-

schen Poesie eigentlicher Typus bleibt. Nehmen wir z. B. die Jagdbeschreibungen, oder auch die grösseren Gedichte oder Qassiden: sie sind keineswegs rein lyrische Schöpfungen, sondern tragen unverkennbar einen aus Beschreibung und Lyrik gemischten Character.

Fragen wir also, welche Gattungen es in der Arabischen Poesie gebe, so können wir nicht anders antworten, als dass sie der epischen und dramatischen Gattung entrathend, allerdings durchaus lyrisches Gepräge trage, dieses aber dennoch nicht immer in reiner Abgegrenztheit, sondern oftmals in einer Mischgattung aufweise. Da aber auch hier die lyrische Seite vorwiegt, können wir die Arabische Poesie vielleicht als beschreibende Lyrik oder überhaupt als Odik bezeichnen. Dieser Name dürfte um so eher passen, als die Arabischen Gedichte zum grossen Theil auf Gesang eingerichtet sind, wie die Wein- und Trinklieder, zum andern Theile aber mit einer Modulation der Stimme vorgetragen werden, die bei aller Einförmigkeit ein musikalisches Element hat.

Bevor ich nun von der Eintheilung der Arabischen Poesie in verschiedene Arten rede, werde ich in der Kürze besprechen, wie die Araber theils ihre Gedichtsammlungen geordnet, theils die Gedichte überhaupt in Klassen gebracht haben.

Die Arabischen Gedichtsammlungen einzelner Dichter (oder einzelner Stämme), Dîwâne genannt, sind entweder nach den Endbuchstaben der Reime alphabetisch geordnet, oder nach gewissen zeitlichen Epochen oder auch nach den Stoffen, die sie behandeln, in gewissen Kapiteln zusammengestellt. Der erstere Fall ist am häufigsten, und einzelne Dichter, wie Elbohtori, Ibn elmo'tass, Elmotenebbi, bei denen es geschehen ist, dafür anzuführen genügt. Diese Eintheilung ist besonders für Auffindung irgend eines Verses des Dichters sehr bequem: man braucht nur den Reimbuchstaben in der Sammlung nachzuschlagen und das Metrum im Auge behalten, um das Gesuchte zu finden. — Die Zusammenstellung der Gedichte nach gewissen Lebensabschnitten hat ein biographisches Interesse, sie gewährt einen Einblick in die Entwicklung des Dichters, zumal da sie in der Regel mit dahin einschlagenden Bemerkungen von dem Herausgeber versehen zu werden pflegt, ein Vortheil, den die alphabetischen Sammlungen, die gewöhnlich keine weiteren Bemerkungen enthalten, als die, an wen das Gedicht gerichtet ist, oder seltener, über welchen Gegenstand es sich verbreitet, fast immer entbehren. Das Auffinden aber eines citirten Verses ist bei solcher Anordnung höchst umständlich. Uebrigens ist dieselbe viel weniger beliebt, als die erstere Art. Die Ausgabe des Elmotenebbi von Elwâhidi ist so eingerichtet, indem sie in Jugendgedichte, Seifijjât, Kâfûrijjât, Fâtiqijjât, 'Omeidijjât und 'Adhudijjât zerfällt. — Die dritte Eintheilung nach den behandelten Stoffen ist nicht immer gleichmässig, indem manchmal unter demselben Kapitel vereint ist, was bei Andern sich getrennt findet, manchmal auch ganze Kapitel bei dem Einen fehlen, weil er dahin gehörige Gedichte nicht gemacht, während er neue Kapitel dafür hat, die wieder Anderen abgehen. Auch die Aufeinanderfolge der einzelnen Kapitel ist oft verschieden. Ich werde nun von 2 Dichtern, Abunowâs und Ibn elmo'tass eine Uebersicht ihrer so eingetheilten Gedichte geben, indem ich erstens die Reihenfolge ihrer Kapitel hersetze, und zweitens, sie nach den Stoffen zusammenstelle.

I. Nach der Reihenfolge.

1. Abunowâs:

Chamrijjât	Thardijjât	Medîh	Hig̅â	Ghasel	Hasel	'Itâb	Merâtsi	Sohd
Wein	Jagdgedicht	Lob	Spott	Liebe	Scherz	Tadel	Klaglied	Busslied

2. Ibn elmo'tass:

Fachr	Ghasel	Medîh	Hig̅â	Chamrijjât	Muâ'tabât	Thardijjât	Aussâf	Merâtsi	Sohd
Selbstlob	Liebe	Lob	Spott	Wein	Tadel	Jagdged.	Beschreib.	Klaglied	Busslied

II. Nach den Stoffen.

1. Ibn elmo'tass:

Fachr	Medîh	Merâtsi	Ghasel	fehlt	Hig̅â	Chamrijjât	'Itâb	Aussâf	Thardijjât	Sohd

2. Abunowâs:

fehlt	dass.	dass.	dass.	Hasel	dass.	dass.	dass.	fehlt	dass.	dass.

Die Reihenfolge weicht bedeutend ab; die Stoffe dagegen kommen ziemlich überein. Dass die Aussâf bei Abunowâs nicht ein eigenes Kapitel einnehmen ist auffällig: sie sind aber unter andere Kapitel vertheilt. Auf Fachr, Selbstlob, konnte ein Dichter, wie Abunowâs, sich nicht füglich einlassen. Die bei Ibn elmo'tass fehlende Gattung Hasel steht bei ihm namentlich unter Ghasel. Ich habe in der Regel die Eintheilung in 10 Kapitel, mit geringen Abweichungen, gefunden: aber auch sie ist minder häufig als die alphabetische.

Ferner wird die Poesie von den Arabischen Aesthetikern, in besonderen Abhandlungen, in gewisse Gruppen gebracht, aber auf verschiedene Weise.

Nach Einigen ist sie vierfach:		medîh	hig̅â	nesîb	merâtsi
		Lob	Spott	Frauenlob	Klaglied
Nach Anderen fünffach:	fachr	medîh	hig̅â	nesîb	wassf
	Selbstlob				
oder vierfach:		medîh	hig̅â	hikme	lahw

Diese letzte Eintheilung umfasst:

1. Lobgedichte medîh, nämlich a) der Todten merâtsi
   b) seiner selbst fachr
   c) Danksagung schukr.
2. Spottgedichte, hig̅â, nämlich a) Tadel dsamm
   b) Zurechtweisung a'tb
   c) Zögerungsvorwurf istibthâ.
3. Spruchdichtung, hikme, nämlich a) Gleichnisse amtsâl
   b) Busslied sohd
   c) Ermahnung maui'dhe.
4. Scherzgedichte, lahw, nämlich a) Liebe ghasel
   b) Frohsinn thareb.
   c) Wein chamr.

Diese Eintheilungen aber sind, meines Erachtens, ungenügend: sie entbehren des innern Grundes und Zusammenhanges und sind nicht für alle Gattungen ausreichend: wohin, z. B. brächte man die Beschreibungen, die doch eine bedeutende Stelle in der Arabischen Poesie einnehmen?

Ich theile die Arabische Poesie in drei grössere Kapitel, von denen jedes wieder seine Unterabtheilungen hat, und welche die Stellung des Dichters zur Natur, zu seinen Mitmenschen, zu Gott behandeln. Im Grossen und Ganzen ist also Gegenstand der Arabischen Poesie die Natur, Lob und Tadel, Liebe und Hass des Nächsten, Freundschaft und Feindschaft, Freude und Ernst des Lebens, Frömmigkeit und Busse, Klage über böse Zeit, Ergebung in Gottes Rathschluss und Geduld. Ich will mit dieser Eintheilung der Arabischen Poesie keineswegs sagen, dass nach meiner Meinung die Natureindrücke es seien, welche den Menschen zuerst in begeisterte Stimmung und schwungvollere Rede versetzten; dass hinterher erst die Beziehungen zu Andern ihm Anlass gaben, poetisch zu werden etc. Nach zeitlicher Entstehung die Gedichtarten abmessen zu wollen, wäre theils unmöglich, theils aber auch unräthlich, insofern manche derselben sich gewiss viel später ausgebildet haben, als andere, die derselben Gattung angehören. Ich bin überzeugt, dass ganz persönliche Beziehungen zu Anderen, von vielleicht eher feindlicher und höhnischer, als freundlicher Art, zuerst der Rede einen gehobenen Schwung, eine gemessene Form gegeben haben. Die Naturpoesie gründet sich auf das Verständniss der Natur, sei es ein bloss empfundenes, sei es ein bewusstes: dazu aber bedarf der Mensch schon einer gewissen Kulturstufe, und er wird viel eher zu zorniger oder liebender Regung aufflammen, als dass er z. B. den Reiz des Sternenschimmers so empfinde, dass sich derselbe zu einem poetischen Bilde bei ihm gestalte. Ich gebe aber meiner Eintheilung obige Ordnung, weil es mir, wie ich oben gesagt habe, scheint, dass in der Arabischen Poesie, bei aller Richtung auf das Gemüthsleben, dennoch eine gegenständliche, eine innerliche und eine aus beiden gemischte Seite sich bemerklich macht, und diese finde ich eben in der Stellung des Dichters zur Natur, zu Andern und zu Gott. Dass ich im Verlaufe der Abhandlung so oft von dem Unterschiede spreche, der zwischen den älteren, d. h. etwa bis gegen Ende des ersten Jahrhunderts nach Mohammed lebenden, und den späteren Dichtern herrscht, wird diejenigen nicht überraschen, welche auf die seitdem ganz veränderte Lebensstellung und die erweiterten oder neuen Ideenkreise, im Gefolge schnell entwickelter Kultur der Araber, Rücksicht nehmen.

1. Stellung des Dichters zur Natur.

Die Naturpoesie nimmt bei einem Volke, so lange es nicht durch verfeinerte Lebensart der Natur entfremdet und dem Leben in und mit ihr entzogen ist, eine bedeutende Stelle ein; und sie wird dieselbe auch dann noch lange behaupten, wo, selbst bei feinerer Sitte und bei einer mehr auf gelehrte Thätigkeit gerichteten Denk- und Lebensweise, die Grossartigkeit der Naturerscheinungen oder die Lieblichkeit und die wunderbare Mannichfaltigkeit der Naturwerke sich geltend machen und zu ihrem Genusse oder

zu staunendem Betrachten einladen. Ist es zunächst die Natur selbst in ihrer Ursprünglichkeit und mit dem Zauber, den sie durch ihre sichtbaren Schöpfungen oder unbegriffenen Aeusserungen ihrer Kräfte ausübt, und mit dem sie den frischen Sinn und das reine und reiche Gemüth des in ihr kräftig lebenden und webenden Menschen rührt und zu erhöhtem Dasein schwellt: so ist es im späteren Lauf der Geschichte, wenn so manche Strömungen derselben den Menschen an unwirthliche Gestade geschleudert und in Verhältnisse geführt haben, die ihm des Lebens Last und Druck in geschäftiger Beengtheit aufbürden, wiederum die Natur, die in ihrer erquickenden Weite und Frische ihn sehnsüchtig anlockt und aus deren nie versiegender Vollkraft er neues Leben für seinen dürstenden Geist schöpft. Mag sie ihm freilich nun nicht mehr behagen in ihrer kräftigeren, genialeren Form der Selbstbestimmung: mag er, der verfeinerte Mensch, die Kunst zu Hülfe rufen, um da, wo die Natur ihm zu üppig oder zu karg gewaltet zu haben scheint, deren Regelung nach seinem Wohlgefallen zu bewerkstelligen und das immer weise Schaffen der Naturkräfte nach weiserer Einsicht seiner Kunst zu meistern: es ist immer doch die Natur, der, ob in der Grazie ihrer Jungfräulichkeit, oder in dem Prangen ihrer nicht mehr behüteten Reize, der Mensch seine Huldigung darbringt, und die ihn über des Lebens sonstige Trübe auf sonnige Höhen erhebt, wie in den Rosentagen seiner harmlosen Kindheit. Natur und Kunst reichen alsdann dem ebenfalls nicht mehr auf seinem natürlichen Grunde stehenden, sondern durch Kunst oder Kultur auf Treibhausboden gepflegten Menschen die Hände, und, wie kalt sein Herz auch geworden sei, sie wärmen ihn auf bis in's innere Mark des Lebens.

Es lässt sich von vorn herein erwarten, dass das der Natur gleichsam verbrüderte Volk der Araber dieselbe in ihren vielfachen Gestaltungen und Offenbarungen gefeiert, und sie, unter deren Schirm und Schutz es erwachsen, deren Grossartigkeit oder feierliche Einfachheit seinen Sinn früh geweckt, deren geheimes Walten es schauerlich durchzückt oder froh beglückt hatte, in freudigem Aufjauchzen, in dankerfülltem Staunen mit sinnigem Gemüth immer neu gepriesen habe. Freilich ist ein Unterschied zwischen den Dichtern der alten Zeit und der späteren Perioden. Jene leben vollständig in der Natur und führen in ihr ein wanderndes, ritterliches und für poetische Eindrücke empfängliches Leben; sie fühlen gleichsam noch den Pulsschlag, der in den Adern der Natur klopft, und der Eindruck der Unmittelbarkeit, den die Natur auf sie macht, ist in ihren Liedern wohl vernehmbar. Anders die spätern Dichter, welche dem Leben in der vollen Natur theils überhaupt fern standen, und es wenigstens nicht aus längerer eigener Erfahrung kannten, theils in der Ueppigkeit des späteren verfeinerten Hof- und Stadtlebens ein Wohlgefallen eigentlich nur noch an der nachgemachten Natur mit ihren kunstvollen Gärten, Teichen u. s. w. und an ihren sonstigen Kunstproducten fanden. Es bildete sich somit späterhin eine eigene Gattung von Gedichten aus, welche die Natur in ihren vielfachen Aeusserungen und Bearbeitungen zum Gegenstande nahm und sich theils in Schilderung ihrer Kräfte, theils in Beschreibung ihrer Werke mit Vorliebe erging. Allein diese eigene Gattung ist in dieser besonderen Form dem Alterthume fremd; vielmehr dieses,

mit wie grossem Behagen es auch bei Naturscenen verweilt und immer wieder darauf zurückkommt, verflicht dergleichen Schilderungen dennoch als Theile in ein Ganzes, das einem anderen Zwecke, als gerade dieser Naturbeschreibung, dient. Findet sich von einem alten Dichter ein Gedicht, das sich nur mit solcher Schilderung abgibt, so können wir wol getrost behaupten, dass es aus grösserem Zusammenhange losgerissen sei, dessen Theile sich entweder an anderer Stelle finden oder untergegangen sind. Die alten Poesien, wie die Moa'llaqât, die Hamâsa, der Hodsciliten-Dîwân, Imruolqais, Nâbigha, Tharafa, Soheir, 'Alqama, 'Antara, Schanfara, Ela'schâ etc. sind voll dieser gelegentlichen Naturschilderungen.

Zuerst die Wüste und das Flachland, mit ihrer endlosen Weite und ihrem im Ganzen einförmigen Charakter, die mit der gleichfalls grenzenlosen einfarbigen Himmelsbläue dem Sinne des Arabers, der sie durchstreift, gleichfalls das Sehnen und Sichdehnen in die Weite einprägen, die ihm unablässig in ihrer Unermesslichkeit seine eigene Winzigkeit vorpredigen, und in ihrem ewigen Einerlei da unten da oben den Gedanken an den ewig Einen wecken, der wechsellos und sich immer gleich über den Veränderungen irdischer Dinge schwebt. Und dennoch hat auch die Wüste ihre Mannichfaltigkeit und Abwechselung; die Oede zwar bleibt, selten unterbrochen von dem Geheul des Wolfes oder dem Schrei erschreckter Vögel; aber Stoff zu Betrachtungen geben dem Wanderer, der sie schweigend auf geduldigem Kameele durchreitet, die Bildungen des Sandes, die in Wellenlinien dahinziehen oder hier sich anhäufen, dort vertiefen; die Spuren verlassener Stätten, wo auf zusammengehäuften Steinen ein Wandertrupp sein einfaches Mahl bereitet; die aus der Ferne schimmernden Feuer einer Schaar, die sich nächtlich gelagert hat und mit der vielleicht die Geliebte des Wanderers davon gezogen ist; der helle Sternenschimmer, der auf bleichende Gebeine fällt von Ross und Reitern, die in Ermattung des Weges zu Boden sanken; das Luftspiel der Mittagsglut, das dem dürstenden Reiter in der Ferne einen Labeteich vorspiegelt, der aber, je näher er hoffnungsvoll und mit Aufbietung letzter Kräfte demselben kommt, desto weiter enteilt und ihn endlich als trügerisches Spottgebilde der Luft in trostlose Verzweiflung stürzt; der Graus der Finsterniss, die sich auf der ebenen Fläche lagert und des Ritters unzagiges Herz mit Zagen erfüllt; nächtliche Kobolde, meint er, treiben ihr neckisches Spiel mit ihm und suchen ihn in's Verderben zu ziehen, und das Herz voll Beben spornt er das müde und doch schon eilende Ross zu schnellerem Lauf. — Dann aber auch das Hochland mit seinen schroffen und hohen Felswänden, seinen Abgründen und tiefen Thälern; mit den Bergpfaden, die nur ein kühner Recke überwandeln kann, mit den Sturzbächen und Geröllen, die Verderben drohen; dann die Wasserplätze, die im Thale und im Grunde spärlich angesammeltes Wasser bergen, und zu denen er, ein wahres Labsal für ihn! seine dürstenden Thiere niedersteigen lässt. Aber ach! nicht immer erfrischt ein kühler Trank den schmachtenden Gaumen; zu einer trüben Lache, von der Sonne ausgetrocknet oder mit schmutziggrünem Entenflott überkrustet, widert der Schlammteich das durstende Thier an; es achtet des Sporns seines Reiters nicht.

der es mehrfach um den Platz herumjagt und es bald an dieser, bald an jener Stelle zum Trinken bewegen möchte, sondern wendet sich ab mit scheuem Entsetzen, seine Müdigkeit weiter schleppend und in der mitleidslosen Oede seine langen Schatten werfend. — Ferner gibt auch das edle *Ross* selbst oder das wackere *Kameel* der Beschreibung vollsten Anlass. Sind sie doch des Arabers Gefährte zu frohen und ernsten Fahrten, zu der Geliebten, die ferne weilt, zu dem Kampfe für die Seinen, für den Freund; haben sie doch durch ihre Ausdauer und Treue, durch ihre Eile und Willfährigkeit immer Theil an den Erfolgen, die er erlangt. Dann die Qathâs und andere Vögel, die seinen Ritt begleiten, mit denen er wie in die Wette reitet oder läuft; die Geier, die im Kampfe die Schaaren umschwärmen und beutegierig auf die Fallenden herabschiessen; die wilden Thiere, denen er sich gesellt oder denen er jagend nachstellt; die Schlangen, die hinterlistig auf seinem Pfade kauern und ihm auflauern; — alles dies sind Gegenstände seiner Poesie. Das Land ist zu wenig fruchtbar, als dass die *Erzeugnisse des Bodens* den Dichter begeistern sollten; nur dann und wann beschreibt er einen Strauch oder ein Bäumchen, etwa an dem ein Reh seine Nahrung herabknuspert: er kennt eben nicht die Pracht und feierliche Macht der Wälder des Nordens, noch die Rosengärten oder Lotosblumen einer glücklicheren Zone! Aber nun der *Himmel* mit seinen Sternen, die ihm nur die Blumen der blauen Himmelsau zu sein scheinen; mit dem Mond in seinem lieblich milden Glanze und der Sonne in ihrem Strahlenkleide; mit den *Wolken* und ihren tausend Gestalten, mit dem Donner und dem Blitze in ihren Schrecken, mit dem *Regen* in seiner erquickenden Frische und seinen thauigen Tropfen, mit dem Regenbogen, der sich ihm zu Häupten wölbt. — So liefert die Natur, wenngleich spärlich dort bedacht, dennoch reichen Stoff dem dichterischen Gemüth. Aber sie ist es nicht allein, auf die der Dichter sich beschränkt: die eigentlichen Mittel der Naturpoesie sind die *Beschreibung* und der *Vergleich*, und so verwendet der Dichter beide in weiteren Kreisen theils auf die Werke einer, wenn auch roheren Kunst, theils überhaupt auf Stoffe, die, obgleich immateriel, sich doch in diesen Bereich ziehen lassen. Diese ganze Gattung hat daher den Namen wassf oder aussâf oder ssifât Beschreibung oder auch teschbîhât Vergleich, jenachdem das eine oder andere Moment vorwiegend ist, und, wie es in der Natur der Sache liegt, sind die hierher gehörigen Gedichte in der Regel von geringem Umfange.

Zwar, bei den alten Dichtern ist dieser Kreis der Poesie verhältnissmässig beschränkt; da sind es namentlich das *Schwert*, das funkelnde und scharfe, die *Lanze*, die gerade und starke, der *Bogen*, der gelbe und harte, die goldgestickten *Gewänder*, die im Winde flatternden *Schleier* der Schönen und die rothbehängten *Sänften*, denen die nach Blut gierigen Vögelschwärme nachziehen; da ist es der *Wein* mit seinem Rausche, das *graue Haar* mit seinen Sorgen, die schwellende Kraft der *Jugend*, die ausgemalt werden. Aber diese Naturpoesie der alten Dichter vervielfältigt im Laufe der Zeit ihre Stoffe bis in's Unendliche: die *Kunst*, insofern sie der Natur zu Hülfe gekommen ist oder vielmehr ihr Abbruch gethan hat, verdrängt zwar keineswegs die

altherkömmlich üblichen Stoffe; allein die bessere Bekanntschaft mit den Gegenständen einer späteren cultivirten Zeit bringen eine unendliche Masse Neues: der Beschreibung, dem Vergleiche verfällt alles, von der Milbe bis zum Adler, von der strahlenden Sonne bis auf das dunkle Maal auf der Wange. Wie früher die Wüste mit ihrem Sande, so sind es nun die Gärten mit ihrem üppigen Fruchtlande, mit ihrem Blumenflor und ihrer Blüthenpracht, den schmucken Bäumen und den lockenden Früchten, mit ihren schattigen Lauben und dem Geschmetter der sangreichen Vögel; statt eines brausenden Sturzbaches sind es nun schöne Teiche und Springbrunnen, statt der wilden Thiere sind es gezähmte und statt der Schlangen sind es zahme Eidechsen oder schwärmende Insecten, die der Dichter beschreibt. Aber wer zählt die Stoffe alle auf, die sich zur Schilderung eignen? Es genügt nicht, Einzelnes, wie Jahreszeiten, Hagel und Frost, Wind und Wetter, oder wie zerfallene oder einfallende Häuser, oder aber wie Jugend und Alter, Schönheit und Hässlichkeit, Reichthum und Armuth, oder wie Zauber des Liedes, Macht der Beredsamkeit, anzuführen: der Schilderung oder Vergleichung fällt eben Alles anheim.

Ich glaube aber unter diesem Kapitel einen Stoff besonders aufführen zu können, der mit der Zeit ein eigener Zweig der Dichtkunst geworden ist, nämlich die Jagd. Es ist mit diesem Stoffe, wie mit den andern oben angeführten: er wird gelegentlich von den alten Dichtern, und zwar häufig genug, behandelt; aber er ist nicht ihr eigentlicher Zweck, sondern dient gewissermassen nur als Uebergangsmittel zur Hauptsache. So ist z. B. eine solche lange und schöne Jagdscene in dem längsten Gedichte des Omajja b. 'âids im Diwân der Hodseiliten, No. 92, v. 27—73, wo eine Eseljagd sehr malerisch beschrieben wird, aber nur beiläufig, indem der Dichter vorhersagt: um mich der Sorgen zu entschlagen, will ich auf mein Kameel steigen, das rasch einherspringt, wie ein Reh oder wie ein wilder Esel, und nun kommt er auf die Schilderung der Jagd. Den Spätern dagegen ist er Selbstzweck; und die thardijjât nehmen ebensogut eine Stelle in den Diwânen ein, wie z. B. die fachrijjât oder ichwânijjât. Sie schildern aber meist nicht eine vollständige Jagd, sondern greifen einzelne zum Jagen nothwendige Gegenstände, wie Bogen und Flinte, Netz und Fangstrick, oder auch die bei der Jagd gebrauchten Thiere heraus, deren characteristische Weise beim Jagen sie beschreiben oder durch angebrachte Vergleichungen malen. Dahin gehören besonders die Hunde, sei es einzelne Kläffer, sei es ganze Meuten, oder der vielleicht ähnlicher Gattung angehörige Wolfshund oder Jagdpanther, dann der in der Regel bei Jagden angewandte Falke, deren wir verschiedene Arten kennen lernen, z. B. bâscheq. sorraq; dann der ähnlichem Zwecke dienende Habicht; ferner noch das Jagdross. Dass die auf der Jagd erlegten Thiere gleichfalls beschrieben werden, z. B. Ghasellen, Rebhühner, Gänse etc. kommt auch natürlicher Weise vor; aber es ist dies doch nicht eigentlicher Gegenstand dieser Art von Gedichten. Das Metrum ist übrigens in der Regel nicht eins von den grossen, sondern von denen, welche der Freiheiten mehr erlauben und überhaupt minder knapp und ungezwungen sind. Meistens hat jeder Halbvers den Reim, und zwar entweder denselben durch das ganze Gedicht, oder nur je 2 und 2, oder je 4 und 4 gleich.

Ein Jagdgedicht in der Vollständigkeit, wie das des Abufirâs, meine ich nirgends gelesen zu haben, wo mit der lebendigsten Farbe der ganze Verlauf dieses lustigen Streifzuges geschildert wird. Ich glaube, es wird, trotz seiner Länge, Manchem nicht unlieb sein, diese bisher wenig gekannte Dichtart an einem solchen Muster kennen zu lernen, und ich gebe daher hier eine zwar nicht wortgetreue und metrische Uebersetzung desselben, sondern eine Nachbildung, in der ich, so gut ich konnte, den Sinn (und keinen dem Gedichte fremden Unsinn) wiederzugeben mich bemüht habe. Ueber den Dichter selbst genüge es hier, zu wissen, dass er, etwa 35 Jahre alt, im Jahre der Hiḡre 356 (966) gestorben ist. Ich werde ausführlicher über ihn bei der nächstens stattfindenden Herausgabe seiner erhaltenen Gedichte reden.

Jagdgedicht des Abufirâs.

1. Leben heisst doch gewiss das nicht,
Dass Jahr' uns auf Jahre verfliessen:
Sondern Leben heisst einzig mir
Der Freuden Fülle geniessen.

2. Die Tage, da hoch mein Ansehn stand,
Dem Befehl nicht säumte Vollzug:
Sie allein sind's, die ich rechnen mag
Aus meinem Lebensbuch.

3. Wenn zählen bloss mir behagte,
Auch seit gar winzig ihr Hauf':
Ich zählte der Freudentage
Eine ganze Summe auf.

4. So will ich denn schildern einen Tag,
Der in Syrien mir verstrichen,
Wonniger als ich je verlebt,
Mit allen Tagen verglichen.

5. Einst erwachte ich aus dem Schlaf,
Es graute der Morgen so eben:
Da rief ich den Habichtmeister herbei,
Ihm meinen Auftrag zu geben.

6. Ich sprach zu ihm: geh und wähle mir
Von den Grössten, Stärksten sieben:
Alle aber edel und rasch,
Dass die Wolken des Staubes zerstieben.

7. Davon, so scheint es am Besten mir,
Soll ein Paar den Hasen hetzen,
Und fünfe brauchen wir dazu nur,
Den Ghasellen nachzusetzen.

8. Aber die Koppelhunde theil
Paarweise mir in Reihen,
Damit wir sie, im Verfolg der Jagd,
Ausschicken können zu zweien.

9. Dann jedoch macht' ich mich auf
Zu dem Koppelmeister bei Zeiten,
Und schärfte den Falknern gleichfalls ein,
Alles wohl vorzubereiten.

10. Und sprach: ich denke, dass wir mit fünf
Wolfshunden werden reichen,
Und lassen wir von den Weihen zwei,
Einen jungen und fleckigen, steigen.

11. Und Du, o Koch, tummle Dich nur,
Bleibe nicht säumig zurück!
Und bereite, so rasch es geht,
Uns Brust und Mittelstück.

12. Du nimm, vortrefflichster Schenke,
Auf Flaschen sorglich Bedacht,
Drin sich das Feuer des Weines
Zu kräftiger Glut entfacht.

13. Aber bei Gott! nicht ladet
Schwerfällige ein zur Jagd,
Auch nehmt vor zu grosser Menge
Und dem Uebermaass Euch in Acht.

14. Wählet mir den und den aus,
Aber weis't den und den bei Seite:
Und ich steh' Euch sicher alsdann ein,
Wir machen gute Beute. —

15. Als sie gewartet ziemliche Zeit,
Traf ich dann meine Wahl:
Zwanzig Jäger, es war vielleicht
Etwas grösser ihre Zahl.

16. Das war ein Haufe! Prächtigeren
Findest Du nirgend, weit und breit.
Adel zeichnete Alle aus
Und seltene Trefflichkeit.

17. Darauf suchten wir einen Ort,
Wo uns Beute nicht fehle:
Jeder kundige Weidmann ahnt im Voraus,
Wo zum Jagen die rechte Stelle.

18. Wir kamen dort an, als beinah
Sich die Sonne im Westen neigte,
Und im goldenen Kleid des Abendroths
Ihren prächtigen Gang uns zeigte.

19. Da zog uns der Schrei des Rebhuhns herbei:
Sie fielen uns alle zur Beute.
Wir hatten den Platz mit Vorbedacht
Umstellt von jeder Seite.

20. Sie hatten unserer gar nicht Acht
Und waren in Irrthum befangen.
So kamen wir denn mit dem Todesloos
Zu ihnen herangegangen.

21. Sie flattern herum, bis der Morgen graut,
Und Ahndung haben sie nicht,
Dass, wenn das Morgenroth aufsteigt,
Für sie der Tod anbricht.

22. So ging es noch weiter, bis dass ich gemerkt
Die Strahlen der Morgenröthe;
Da rief ich meinen Genossen zu:
He, Freunde, zum Frühgebete!

23. Wir werfen uns nieder zum Gebet,
Die Falkenflucht aber rühret
Zum Einzelfluge die Schwingen schon,
Und die Rosse warten geschirret.

24. Zum Koppelmeister sprach ich sodann:
Geh fort auf einsamen Anstand.
Wenn ein Reh Dir vorkommt, ruf uns herbei,
Und halte, so gut man es kann, Stand.

25. Und lange Zeit verstrich denn auch nicht,
Da liefen erschreckt die Thiere,
Die unsern Pfeilen glücklich entwischt,
Beständig zu seinem Reviere.

26. Eine Männerschaar mir zur Seite war,
Wir ritten mit stillem Bedacht:
So wohl geordnet waren die Reih'n
Als zögen wir aus zur Schlacht.

27. Gutes hatten wir aber noch
Nicht getroffen den Weg entlang,
Bis zum Ort, wo ein junger Bursch
Stand, unweit von dem Bergeshang.

28. Der kam in Eile herbeigerannt
Und rief mir zu: Nun drauf und dran!
Ich versetzte: Ja ja! wenn was du erblickt,
Sich als wirklich und richtig bewährt, ja dann!

29. Ich ritt zu ihm und er zeigte mir
Ein Reh, das lag auf den Knien,
Und wiewol in Schlaf versunken,
Es mir doch zu wachen schien.

30. Da wählt' ich die rechte Stelle,
Und fehlte nicht meinen Schuss:
Denn irgend welche Ursach
Der Tod immer haben muss.

31. Dann rief ich herbei die Leute.
Seht hier meinen Falken! Wohlauf,
Wer von Euch ist so keck und waget
Mit diesem Kämpen den Lauf?

32. Da sprach von ihnen ein Bürschchen,
So zart wie ein Reh: Ich ich!
Hätt er gewusst was ich zeigte,
Wohl hätt' er gehütet sich.

33. Ich bracht' einen schönen Falken —
Ein Schmerlin war es — ihm dar,
Etwas grösser als ein Geier,
Doch kleiner als ein Aar.

34. Eine Zierde seinem Besitzer,
Und mehr noch als Zier, da er nützt:
Sein Blick in zwei tiefen Höhlen
Aus Doppelfeuern blitzt.

35. Es ist als wären auf seiner Brust
Und am Halse Spuren zu sehen,
Wie im Sande zurück sie bleiben,
Wenn Ameisen drüber gehen.

36. Es freute der Bursch sich und sagte: Gib her!
Ich sprach: Langsam verfahren!
Schwör': ich bringe dir ihn zurück.
Er sprach; Gott soll mich bewahren.

37. Denn was meinen Eid betrifft, so ist
Er zu wichtig mir und gewaltig.
Aber mein Wort ist so gut, wie mein Eid,
Und was ich verspreche, halt' ich.

38. Da sprach ich zu ihm: so nimm ihn denn,
Ich will ihn hiermit dir schenken.
Er aber wandte verlegen sich ab,
Und wusste nicht was denken.

39. Die Geschichte that mir von Herzen leid,
Wie sehr, weiss ich kaum zu sagen:
Und ich schalt mich selbst, so viel ich konnt',
Im äussersten Missbehagen,

40. Dass ich im Beisein der ganzen Schaar
Mir den Scherz herausgenommen.
Er aber wurde verlegener nur,
Seine Brust noch mehr beklommen.

41. Aber ich klopfte die Wang' ihm so lang,
Bis er freundlich wieder lachte,
Und allmälig lustig ward zur Jagd
Und nicht mehr des Vorfalls dachte.

An dieser Stelle unterbricht Ettseâlibi, aus dessen Jetîme dies Gedicht entlehnt ist, und der es bis dahin ganz mitgetheilt hat, den Zusammenhang, indem er „zur Beschreibung des Falken und Kranichs" übergeht. Wir haben uns also hier die Schilderung der Jagd dieses eben verschenkten Falken auf einen Kranich hinzuzudenken:

letzterer unterliegt; er ist ein grosser Vogel, im Vergleich mit dem Falken, der doch auch, wie wir Vers 33. gesehen haben, schon gross genug ist, und der Dichter geht mit folgender Bemerkung zur weitern Schilderung über:

42. Als man ihn nun als Gegengewicht
Gegen den Falken gelegt:
Da erkannt' ich, dass Grösse nicht
Zum Ausschlag stets beiträgt.

43. Ich rief nun dem Koch die Worte zu:
Was willst du noch länger warten?
Steige nur ab von Deinem Gaul
Und bring uns von allen Arten!

44. Da brachte er Mittelstücke herbei
Auf Spiessen, woran sie geschmort,
Vom Rebhuhn und vom Haselhuhn,
Die wir auf der Jagd durchbohrt.

45. Doch wir beeilten uns nicht zu sehr
Von den Rossen herab zu springen:
Hatten nicht Zeit und konnten kaum
Unsre Lust zu essen bezwingen.

46. Auch den Becher brachte man uns
Gefüllt mit edlem Wein.
Ich sprach jedoch: schenk' ihn nur
Meinen Freunden reichlich ein.

47. Heute fühl' ich nicht Hunger noch Durst,
Gesättigt hat mich die Freude:
So brauch' ich nur ein Mittelstück
Und ein kleines Gläschen heute.

48. Die Heimfahrt traten alsdann wir an,
Die Kameele bepackt zur Stelle.
Wir ritten durch die Sternennacht,
So licht wie die Morgenhelle.

49. Bis dass wir bei Nacht zu dem Platz gelangt,
Von wo wir die Fahrt begonnen:
Es hatten die edlen Rosse dahin
Uns den Vorsprung abgewonnen.

50. Dann stiegen wir ab und warfen hin
Die Beute vom fröhlichen Jagen,
Und als wir zählten, so mochte sie
Hundert und mehr Stück betragen.

51. Wir brieten und rösteten immerfort
Und zechten in der Frühe;
Suchten am Ende wer rauschlos wär —
Aber vergebene Mühe!

52. Tranken den Wein, so wie er kam,
Vom Schlauche ohne Bedenken,
Hielten die Ordnung gar nicht ein,
Und brauchten auch keinen Schenken.

53. So brachten wir sieben Nächte zu
Im heitersten Trinkgelage:
Abends froher als Jedermann,
Und des Morgens in trauriger Lage.

2. Stellung des Dichters zu seinen Mitmenschen.

War im ersten Kapitel der Stoff, der dem Dichter zu Gebote stand, eben ein unbegrenzter und eignet sich am Ende zur Beschreibung alles irgend die Sinne Rührende, so umfasst gerade dieses Kapitel so vielfache Beziehungen, dass es an Umfang noch grösser, an Inhalt noch reicher und mannichfacher als jenes erscheint. Dort waren die Beschreibungen, wie wir sahen, entweder beiläufig, oder, wenn auch eigens gemacht, doch fast immer nur Gedichte von mässiger Grösse. Aber die hierher gehörigen Gedichte sind, mit Ausschluss einiger leichterer und leichtfertiger Arten, von beträchtlicherer Ausdehnung, und haben eben das Verhältniss zu anderen Menschen zum eigentlichen Dichtungsstoff. Mannichfach sind nun die Beziehungen, in denen der Mensch zu anderen steht oder in die er treten kann; es ist das ja nach Alter, Geschlecht, Stand, Wohnort, Lebens- und Denkweise verschieden. Aber es lassen sich doch gewisse Klassen aufstellen, in die wir den sich hier drängenden Stoff vertheilen: wir betrachten also das Verhältniss des Dichters in Bezug auf seine Angehörigen, Freunde und Gönner, dann in Bezug auf seine Feinde und auf die Frauen.

A. Freundschaft.

a) In Bezug auf seine Angehörigen.

Dieser Zweig ist eigentlich recht welk. Das Familienleben spielt im Grunde eine zu untergeordnete Rolle, als dass es den Dichter zu besonderen Schöpfungen begeistert habe. Die Gedichte, die auf den Tod eines Bruders, einer Schwester gemacht sind, gehören nicht hierher, sondern in eine eigene Klasse. Es sind überhaupt besondere Um-

stände erforderlich, um gerade diese Beziehungen poetisch aufzufassen. So z. B. die Gefangenschaft, in der Abufirâs jahrelang schmachtet. Da wird ihm denn, in Erinnerung an die Liebe und Güte der Seinen daheim, sehnsuchtswehmüthig zu Sinn und er schüttet sein weiches Herz gegen die alte treue Mutter klagend aus. Ich setze das zarte und rührende Gedicht her, das er von Konstantinopel aus an die in der Stadt Manbeg̅ in Syrien lebende Mutter richtete:

Ja, lebte in Manbeg̅ mein Mütterchen nicht,
Ich schaute dem Tode getrost ins Gesicht;

Und ich würde — zu stolz ist mein Sinn — es verschmähn,
Um Lösung zu betteln, wie nun es geschehn.

Und dennoch, ich that es, weil so sie gewollt,
Hätt' ich auch bis zum Staube mich bücken gesollt.

Sie wohnt, eine Freiin, in Manbeg̅ und denkt
Nur an mich, seit ich fern bin, in Trauer versenkt.

Ihr waltet im Herzen, so gut und so rein,
Der Glaube, die Frommheit im schönen Verein.

Nie zieh in der Früh je ein Wölkchen von hier,
Das mit Gruss ich nicht schickte gen Manbeg̅ zu ihr.

O Mütterchen, traure und klag nicht so sehr:
Hoff, dass Gottes Huld auch an mir sich bewähr!

O Mütterchen, gib der Verzweiflung nicht Raum!
Gott gnadet im Stillen, wir ahnden es kaum.

So verweis' ich auf Eins Dich, getreue Geduld;
Nicht auf Schönres verweist man als göttliche Huld.

So gedenkt er z. B. auch seiner Knaben und richtet an sie die Ergüsse seiner melancholischen Stimmung. Wen soll der Dichter sonst auch ansingen von seiner Familie? die Frauen? Aber ihr Reiz, und die Poesie, die im Verkehr mit Weibern liegt, ist nur so lange für den Araber vorhanden, als das Mädchen ihm noch nicht angehört, und er noch liebend ihren Spuren und flüchtigen Schritten folgt. Mit dem Besitz erlischt die Poesie.

Seinen Stamm allerdings kann der Dichter besingen, und die Grossthaten seiner Ahnen preisen. Der Ruhm, den er ihnen singt, fällt ja auf ihn, den Sprössling derselben, wieder zurück, und so ehrt er sich gleicher Zeit selbst. Aber er darf auch sich selbst in seiner ganzen Jünglingskraft oder Manneshoheit besingen, und indem er seine eigene Tugend in der Sonne seines Liedes strahlen lässt, wirft er gleicher Zeit damit helles Licht auf

die vergangenen Geschlechter seines Stammes. Diese zwei Arten sind es gerade, die unter dem Namen fachr oder fachrijjât, hamâse und fachr we hamâse zusammengefasst werden, obgleich eigentlich fachr das Selbstloben, hamâse Lob der Tapferkeit Anderer bezeichnet. Sie sind sehr häufig, und dürfen, wie ich oben schon gesagt habe, bei aller Ruhmredigkeit und Grossthuerei, nichts Auffälliges für uns haben. Worauf der Dichter hier am meisten Gewicht legt, das ist seine Ritterlichkeit und Tapferkeit; aber auch sowol die Grossmuth, als die Freigebigkeit und andere Tugenden, die in den Augen des Arabers von Werth sind, berührt er in seinen Gedichten und sucht sich durchaus als Held und als Edler durch That und Wort seinen Hörern darzustellen. Sein Stamm aber ist durch Adel der Gesinnung, durch Trefflichkeit der That unvergleichlich, und die Erinnerung an dessen und eigenen Werth schwellt des Dichters Lied zu den erhabensten Tönen.

Ich gebe nun von beiden eine Probe. Abufirâs spricht in Bezug auf die Seinigen:

Wären Alle die geboren,
Nur zum Trinken auserkoren,
Oder hätte Jeder Sinn
Nur für Laute, Tamburin —
Wären doch die Hamdâniden
Stets von ihnen unterschieden,
Da sie nur nach Ehre streben,
Nur für edlen Mannsinn leben.

Und in Bezug auf sich selbst sagt er in einer Qasside:

Von mir fordern wol die Lanzen,
Scharfen Schwerter, blank gezogen,
Was von mir die günst'gen Zeichen
Meinen Ahnen einst versprochen.

Und bei Gott! Ich hab nach Ruhmes-
Höh gestrebt ohn' Unterlass:
Doch es war, als ob der Zeitlauf
Meiner ganz und gar vergass.

Tage stossen mich auf Tage
Immer fort von meinem Ziel,
Gleich dem Schuldner, dem man Frist gibt,
Und der nimmer zahlen will.

Auf, o Freundespaar, und sattelt
Eure Reitkameele mir!
Wenn hervor das erste Zwielicht
Bricht des Morgens, reiten wir.

Denn ein Mann, wie ich, erwirbt ja
Ruhmeshöhen mit dem Schwert,
Obgleich oft des Schicksals Tücke
Neidisch ihn im Glücke stört.

Nimmer gilt der Mann als an dem
Platz, da er sich selbst gestellt:
Und ich habe meinen Standort
Ueber dem Arctur gewählt.

Unsre Kleinsten sind die Grössten,
Wenn das ab vom Adel hängt:
Unsre Letzten sind die Ersten,
Wenn man ihrer Thaten denkt.

Wenn ich reite, Niemand find' ich
Der in Wette mit mir ritte:
Wenn ich rede, Niemand find' ich,
Der in Rede mit mir stritte.

b) In Bezug auf seine Freunde.

Mag der Mensch unter schattigen Lauben, die die Hand der Natur in Waldeseinsamkeit baute, sich lagern, oder in den heissen Strahlen der Sonne einsame Pfade wandern; mag er in städtisch-dörflicher Ansiedlung wohnen oder in der Entlegenheit einsamen Gehöftes, weit vom Verkehr mit Menschengesichtern: es wird des Herzens Zug ihn immer zu seines Gleichen drängen, und er wird nach einer befreundeten Seele verlangen. Das Bedürfniss der Geselligkeit ist dem menschlichen Busen zu tief eingeprägt, als dass es sich mit Erfolg oder auf die Dauer zurückdrängen liesse, und dies um so weniger, je reiner und je zugänglicher das Gemüth des Menschen für die Natureindrücke und stillpredigenden Vorschriften derselben ist. So sprechen es denn die Araber in alten wie späten Tagen unverholen aus, dass der Freund und gute Nachbar der grösste Schatz und beste Schutz sei, und dass, wie das trockene Land nach der Wolke, die es beregne, sich sehnt, so das Herz nach dem Freunde, der es erquicke, dürstet. Biederkeit und Treue ist namentlich in den alten braven Zeiten vor Mohammed des Lebens Richtschnur, und mehr noch damals als späterhin mussten diese Tugenden bei der Fährlichkeit der Wege, bei dem Mangel an Schutz und Herberge in dem öden zerklüfteten Lande, bei den so vielfach feindlichen Stammesverhältnissen, und bei der oft bedrängten persönlichen Lage von Belang und Werth sein. So ist es denn von je an der Gastfreund, zu dem der Pilger vertrauensvoll und schutzesgewiss sein Ross spornt; er ist es, der in Hungerjahren, wenn selbst die Seinigen darben, dem Gast zu Liebe vielleicht sein letztes Ross schlachtet und des kommenden Tages nicht ängstlich denkt, woher er für seine eigenen Leute Speisung nehmen möge; er ist es, unter dessen wirthlichem Dach der Freund ruhig weilen darf, mögen ihn auch allerseits die Feinde umlauern und bedrohen; er hilft mit eigener Thatkraft dem Bedrängten und schlägt, den Freund zu retten, sein eigenes Leben in die Schanze. Wie reicher Stoff bietet sich hier dem dichterischen Gemüth? Bereitwilligkeit, Grossmuth, Redlichkeit, Treue und Tapferkeit, lauter duftige Blumen, die der Sänger zum Kranze flicht und dem Freunde als unverwelkliche Ehrenkrone aufs Haupt drückt! — Ferner sind es aber auch die Begleiter auf gefahrvollen oder lustigen Abenteuern, denen des Dichters Lied gilt und die er ihrer Unverzagtheit wegen, ihrer steten Winkgewärtigkeit und Hülfe halber, preist. Zumal jedoch ist es das Freundespaar, dessen der ritterliche Held der Schlacht und der Nacht nicht entrathen kann, das ihm zur Seite reitet zu gefährlichen Fahrten, oder das er entsendet in die Ferne, als Boten zu seinen Lieben oder zu seinem Stamme. Die Einsamkeit und die allerwärts lauernden Schrecknisse des Weges und der Feinde machen es unräthlich, sich allein auf den Zug zu begeben; so nimmt denn der Held zwei traute Jünglinge mit, deren tapfern Sinn er erprobt hat, auf deren Ergebenheit er rechnen darf, und die ihm, sei es zu seiner Seite, sei es in der Ferne, dienen. Wie oft bricht der Dichter, in der Noth und dem Drangsal des Augenblicks befangen, in die Worte aus: Ha, ihr beiden Freundgesellen, bringt Kunde von mir meinem Stamme, meinen Freunden etc.! Diese Weges-Genossenschaft war in alten

Tagen dem Wanderer nothwendig; und das Lied wird durch diese Beziehungen oft, wenigstens stellenweise, dramatisch. Es macht z. B. einer dieser beiden Freunde dem Dichter einen Vorwurf, etwa: Wie kannst Du doch so ohne Unterlass weinen? Er antwortet: Wie sollte ich nicht, da sie von dannen zog, für die ich lebe und webe. Aber, wirft der Andere ein, Du weisst ja, wie die Weiber sind: Jugend und Reichthum ziehen ihre Liebe an, und Du bist ja schon altersgrau! — Wahr! allein sie war auch nicht wie die anderen Frauen! So schön, so züchtig! und nun davon! — Drum entschlage Dich Deiner Sorgen, hin ist hin! — Es sei, so besteige ich denn mein treues Thier, das mich so oft und so sicher getragen zu schönen Thaten, etc. In späterer Zeit, wo die Dichter meist in den grossen und kunsterfüllten Städten lebten, ist diese Lebensweise für sie nicht mehr üblich; aber, wie manches Andere, wurde diese Weise der Alten von ihnen beibehalten, und die Zweiheit der Freunde, nun eine bedeutungslose Manier, finden wir bei allen spätern Dichtern unverbrüchlich wieder. — So fängt ein Gedicht des gefangenen Abufirâs an:

Freundespaar! Was doch bereitet
Ihr dem Liebeskranken, sagt!
Der im Kerker bei den Feinden
Schlaflos auf dem Lager wacht?

Einsam fern den Freunden: aber
Seine Thränen sind fürwahr
Nicht vereinsamt, auf den Wangen
Sind sie ein verschwistert Paar. etc.

Wie vielfältig sind die Beziehungen, in denen die Freunde zu einander stehen können! Die Freundschaft in ihren verschiedenen Graden, Leistungen und Pflichten, der Werth des Freundes als Mensch und als Freund, seine Stellung im Leben und sein Verdienst; die Sehnsucht nach ihm, wenn ein widriges Geschick vom Freunde trennt, die Freude bei der Wiedervereinigung; dann die kleinen Zerwürfnisse, die Klage über Kränkung und Verkennung, der Wiedervertrag, die Entschuldigung; der Abschied des in die Fremde Ziehenden, die Hoffnung auf Rückkehr — lauter Motive, die zu reizenden kleinen Versen und kleinen Gedichten verarbeitet, eine schöne Seite des Gemüthes und des Lebens der Araber erschliessen. Diese hier besprochenen Stoffe, aus denen in eigenen kleinen Liedern die freundschaftlichen Beziehungen behandelt werden, heissen ichwânijjât, eigentlich brüderliche: aber der Bruder steht im Grunde nicht näher als der wahre Freund, und so gilt dieser Name etwas weiter gefasst besonders für das engfreundschaftliche Verhältniss. Eigene Freundschaftsgedichte gibt es bei den Alten nicht: es ist auf sie dasselbe anzuwenden, was oben bei der Naturpoesie gesagt worden ist.

Hierher ist auch eine eigene Art von Dichtung zu rechnen, die der späteren Zeit angehört, wo der litterarische Verkehr unter den einzelnen Gelehrten und Schöngeistern im Flor war, und die geselligen Beziehungen dieselben zu heiteren Kreisen vereinten. So wurde es denn üblich, mit einander vielfach zu briefwechseln und theils Ereignisse, die man erlebt, oder Einfälle, die Einem gekommen, oder Schnurren, die man von Andern gehört, einander mitzutheilen. Dieser Briefwechsel, mukâtabât, war entweder prosaisch, aber doch in einer so zierlich gewählten, so auf Wohlklang und Reimgruppen erpichten Form, mit solcher Feinheit des Sinnes und der Bilder, und fast

möchte ich sagen Gedankencoquetterie, dass keine andere Gattung mehr als diese an eigentliche Poesie streift. Oder er war in Gedichten von meist kürzerem Umfange, vier bis zehn Versen etwa, in denen nun persönliche Angelegenheiten voll Laune und Geist und bisweilen mit Ironie behandelt wurden. Oft enthielten dieselben eine Einladung zum Besuche, oft begleiteten sie ein überschicktes Buch oder kleines Geschenk, oft baten sie um Erfüllung eines kleinen Anliegens, oder waren Anerbietung zu einem Geschäfte, oder machten Vorwürfe wegen Vernachlässigung, oder Klagen wegen veränderter Freundesgesinnung, oder entschuldigten sich wegen Ausbleibens; oft auch waren es Glückwünsche zum Geburtstage, oder auf die Geburt eines Kindes, oder zu Festen und besonders zum Neujahre; manchmal eine Beileidsbezeugung, manchmal ein Trostspruch in Krankheitsfällen, manchmal ein sarkastischer Einfall, oder irgend welch sonstiges Thema, für das der Freund sich interessiren konnte. Als Probe gebe ich folgendes kleine Billet, das Abufirâs an seinen Vetter, den Fürsten Seifeddaula, als Einladung zu einem Trinkgelage schrieb:

Fürst, den alle Ehren schmücken,
Die des Menschen Herz beglücken,
Sieh! der Frühling kam herbei,
Blumen bringt er uns auf's Neu,
Die der Wolken Segensthau
Frisch erquickt auf saft'ger Au.
Wenn ihr Duft die Luft erfüllt,
Zeigen sie der Schönen Bild.
Becher winken: lass sie blinken,
Wenn Du fehlst, mag ich nicht trinken.

Einen eigenen Namen hat diese Briefgattung weiter nicht; aber wir können doch etwa zwischen den istid'â, Einladungen, tehâni, Glückwünschen, tehâdi, Anerbietungen, o'dsre, Entschuldigungen, i'tâb, Vorwurf, schukr, Dank und schikwâ, Klage, unterscheiden.

Es war doch wol im Ganzen, und zumal für die gebildeten Männer der zweiten und dritten Dichterperiode, eine heitere und genussvolle Zeit, wo, unter staatlich entweder wirklich glänzenden oder doch scheinbar glücklichen Verhältnissen, sei es nun in der Residenz des Chalifen, sei es an den Höfen kleinerer, aber mächtiger Fürsten, sich verwandte Geister zusammenfanden und in der Behaglichkeit des immer mehr verfeinerten Lebens ihrer poetischen Begabung nachhängen und im geselligen Vereine des Daseins Freudenbecher leeren konnten. Von Nahrungssorgen unbeängstigt, der sicheren Huld seines Fürsten oder sonstigen Gönners geniessend und im freudigen Aufblick zu Gott in das, was der Tag bringen möge, geduldig ergeben, — so musste der ungebundene Dichter sich wohl fühlen und zu neuen poetischen Schöpfungen begeistern. Diese behagliche Stimmung findet namentlich in der Gedichtart, die hasel, Scherz, thareb, Frohsinn heisset, ihren Ausdruck. Es sind kurze Lieder der Lust und der Laune, in denen der Dichter sein Behagen an der süssen Gewohnheit des Daseins, sammt allen Freuden, die es

bringt, offen ausspricht. Es sind witzige Einfälle und Neckereien, die er an einen Freund richtet, oder an denen er sich selbst ergötzt. Ferner bedurfte er auch der persönlichen Anregung, sei es durch lebendiges Gespräch mit einem Freunde, sei es durch feurigen Labetrunk. So hat sich denn, trotz des religiösen Weinverbotes, alsbald das Bedürfniss geltend gemacht und die Sitte eingeführt, mit seinen nächsten Freunden zusammen der Lust des Bechers sich hinzugeben und am Weine — gleichviel, ob es eigentlicher Wein oder ein anderer gährender berauschender Stoff war — in begeisterte Stimmung sich zu versetzen. Und wie sehr ihnen dies gelang, und welchen neuen Reiz sie also dem Leben abgewannen, das bezeigen die endlos vielen Gedichte auf den Wein, chamrijjât, die besonders seit dem 2. Jahrhundert zu erklingen nicht aufhören, und in denen unübertroffener Meister Abunowâs geblieben ist. Die Dichter werden nicht müde, tausend neue Seiten an ihm zu preisen; seine mehr als hundert Namen geben schon die Vielseitigkeit seiner Eigenschaften kund, und die sehr mannichfachen Regeln, die für und über den Schenken, für das Benehmen der Gäste zu einander und zu ihm, dann für den Ort des Gelages, die Becher etc. gegeben sind, zeigen, von welcher Bedeutung dieses Zechleben für jene Kreise geworden sei. Diese Weinlieder haben für uns einen besonderen Reiz in der Schönheit der Vergleiche, in der Neuheit der Wendungen, in der Feinheit des Ausdrucks; vielleicht desshalb, weil sie eine Seite des Lebens berühren, die auch wir kennen und die auch für uns ihren Werth hat, wenn wir dieselbe gleich minder poetisch auffassen. Nicht gerade, um eine Probe dieser Art zu geben, aber, weil ich meine, dass sie doch einigermaassen zum Verständniss derselben dienen könne, gebe ich folgende Stelle, die ich, voll des Eindruckes, den die orientalischen Weinlieder auf mich gemacht hatten, vor mehreren Jahren geschrieben habe:

Heil dem Freund, der es treu meint, nicht erst von heut, sondern seit langer Zeit; der sich mit uns freut, wenn das Glück uns die Hand beut, und mit uns weint, wenn des Unglücks Fratze uns angreint; der des Daseins trübe und frohe Stunden durchgelebt und durchempfunden, und des Lebens Tiefen und Höhen auf eigener Wanderfahrt gesehen! Mag es denn regnen und wehen, oder friern und schneen, lass auch heut uns ohne Zaudern mit einander plaudern, an traulicher Stelle, bei dem Mondschein der Lampenhelle. Aber es fehlt der Genosse, der Reben Sprosse, der die Thüre der Herzen aufschliesst und auf die Zunge Feuer giesst, dass es brennt und das Ross der Rede rennt. Denn kein Gespräch ohne Gezech! Drum her den Alten mit der Glut der Jugend, dessen Taufschein zugleich Diplom seiner Tugend; der in Uebermuth braust und schäumt und dessen Silberhaar des Bechers Rand umsäumt; ihn, der die Sorge wegscheucht, wenn sie auf unsern Weg schleicht; der die Menschen friedlich einander gesellt, ob sonst auch der Hund der Zwietracht sie anbellt; der ausgleicht, was von einander abweicht, der was wundet, gesundet und was beulet, heilet; ihn den Vater der Dich-

tung und den Berather edler Geistesrichtung; der, wohin er sich kehrt und wendet, Begeisterung beschert und spendet; der das Erdenleben verschönt und mit dem Jenseits aussöhnt; der uns der Körperfesseln entladet und in den Wogen der Lust und des Vergessens badet! Drum her mit dem Becher, dem treuen Bruder der Zecher; der, wenn der letzte Freund enteilet, noch bei uns weilet, und der zublinkt dem, der ihn anwinkt; der uns lieb hat und küsst, so oft unser Mund ihn begrüsst, und dem, wenn die Scheidestunde schlägt, als Abschiedsgruss ein schneller Kuss der Freundschaft Siegel anprägt.

c) In Bezug auf seine Gönner.

Auf ernsteres Gebiet sehen wir uns hier versetzt; nicht mehr die Standesgleichheit oder Aehnlichkeit der Neigungen oder Ansichten bindet hier, wie dort, zwei Männer und lässt in unbeirrtester Laune und keckem Scherz die Geistesschwingen freier schlagen. Hier erscheint uns der Dichter in der einem Höheren, Mächtigeren untergeordneten Stellung, um ihm wie Alle, die ihm nahe treten, zu huldigen und für Gnaden und Wohlthaten, die ihm selbst aus seiner Hand oder durch ihn zufielen, zu danken. Diese Beziehung eines Dichters zu Fürsten oder Grossen war, wie wir sahen, so häufig, dass man fast sagen kann, sie war Regel; und daher die unzählige Menge von Gedichten, die zum Preise solcher Grössen gemacht sind. Oft zwar zog der Fürst einen besonders genialen oder sonst trefflichen Dichter in seinen engeren Kreis und beehrte ihn, so weit man den Ausdruck überhaupt hier anwenden kann, mit seiner Freundschaft, und wenn irgend wann, finden wir im 3. und 4. Jahrhundert der Higre Belege für den Satz:

Es soll der Dichter mit dem König gehn,
Sie beide wohnen auf der Menschheit Höhn!

Allein eine Kluft war und blieb zwischen ihnen, bei aller Vertrautheit, und der Dichter wusste es sehr wohl, dass er die der Hoheit gebührende Ehrfurcht nie aus dem Sinne verlieren müsse. Diese Scheu also und die dankbare Gesinnung, ausserdem — was man nicht verkennen darf — die oft sehr grossen Verdienste oder Characterseiten des Fürsten trieben den Dichter an, seinen Gönner — der übrigens oft nur ein Vornehmer oder grosser Herr war — zu besingen. Der Anlässe giebt es natürlicher Weise manche, ein Gedicht an Jemanden zu richten, und hängt zum Theil von dem Grade der Vertrautheit ab, in der man zu Einem steht. Bei ganz nahen oder verwandtschaftlichen Verhältnissen z. B. kann der Dichter natürlich mancherlei kleine Stoffe behandeln, auch in scherzender Weise, die Andern gegen solche nicht freisteht. Aber in der Regel, so wie Fürst und Dichter zu einander gestellt sind, wird das an jenen gerichtete Gedicht ein Loblied seiner Thaten, seines Stammes, seines Ruhmes sein uud seine mannichfachen Tugenden verherrlichen, deren Strahlen sich eben in seinem Liede vereinigen. Und diese Gedichte, das liegt auch schon in der Natur der Sache, werden längere sein, weil ohnedies der Held nicht würdig und ausführlich genug gepriesen werden könnte. Diese Gedichtgattung

nun heisst medh oder medîh, Lobpreis; und insofern darin namentlich die Tapferkeit, die Umsicht im Kampfe, die Unwiderstehlichkeit, der Muth, die Todesverachtung und die ritterliche Ausdauer besungen, wird sie auch, aber seltener, mit dem Titel hamâsa bezeichnet, der ja übrigens auch für die oben vorgekommenen fachrijjât gilt. Dies eigentliche Lobgedicht berührt nun nicht bloss jene Seiten, sondern auch die andern Tugenden, die in den Augen des Arabers den Helden zieren und ihm erst vollen Manneswerth verleihen: also Grossmuth und Freigebigkeit, edlen, biedern, aber auch mannesstolzen Sinn, Versöhnlichkeit, Gastlichkeit; ferner das edle Geschlecht, das Ansehen des Gelobten bei Freund und Feind, der Schutz, den er den Seinigen gewährt, etc. Angebauter und häufiger, als das Loblied, ist bei den Arabern keine Gedichtgattung, und von den Dichtern, die uns mehrere und vollständige Gedichte hinterlassen haben, ist Keiner, der sich nicht darin versucht hätte. Es begegnet uns daher auf diesem Felde sowol eine grosse Mannichfaltigkeit, als andererseits lästige Einförmigkeit, und in je spätere Zeit wir hinabsteigen, desto mehr werden wir gerade hier durch die wiederholten Wendungen und Ausdrücke, durch Uebertreibungen und, um neu zu sein, Selbstüberbietungen an die früheren Dichter erinnert. Das einzelne Gedicht dieser Gattung heisst Qasside, und kommt dieser Name keinem anderen Gedichtzweige zu, ausgenommen die fachrijjât, welche ja im Grunde dasselbe Thema behandeln. Es ist dies das eigentliche Gedicht, und ich werde unten etwas ausführlicher über die Bedeutung des Namens und die Theile, aus denen das Gedicht bestehen muss, reden.

An diese frohen Seiten des Lebens schliesst sich die ernste, an den Dank für empfangene Wohlthat oder an das Lob für zu empfangende Gnaden reiht sich die Todtenklage um den dahin geschiedenen Freund, mit dem so manche schöne Stunde verstrich und der eine glänzende Perle in dem Schmucke der Gaben war, den die Zeit Einem reichte; um den Verlust eines Beschützers und Gönners, der, wenn die Unbilden der Zeit gedroht, Schutz und Beistand bot, und der den Seinigen ein Vorbild des Strebens für immerdar leuchtend dasteht; um den Tod eines Bruders, einer Schwester, der Eltern oder der Kinder, in deren Einbusse zwar sich der fromme Sinn des Gläubigen ergibt, aber um die er klagt, um seinen Schmerz zu verweinen. Diese Art, merâtsi genannt, nimmt in alter wie späterer Zeit einen grossen Platz ein: und wie in früheren Tagen etwa ein Stein oder aufgeworfener Hügel einfach die Stelle bezeichnet, wo ein Tapferer fiel, dann aber späterhin glänzende und immer grossartigere Gedenksteine und Säulen dem Andenken auch minder verdienstvoller Todten gesetzt worden: so sind es Anfangs wenige, aber innige kraftvolle Verse, die des Mannes Andenken der Nachwelt bewahren, bis im Verlaufe der Zeit immer volltönigere, reichhaltigere und mattere Todtenklagen erschallen und in alle Winde verwehen.

B. Feindschaft.

Dem Muthigen gehört die Welt, und nur wer tapfer ist verdient den Tod — das war dem Araber von früh auf in's Herz geschrieben, und er fand in sich den Sporn,

wie ausser sich das Vorbild, dieser Lehre der Mannhaftigkeit nachzuleben. Spröde und strenge wie die Natur, die ihn rings umgab; still und ernst wie die Wüste, in der er gross geworden; wandellos in seinem Sinne und bestimmt in seinem Handeln, gleich den Bergen mit ihren im Erdreich festverzweigten Wurzeln und mit den schroffen und sicheren Umrissen ihrer ragenden Kuppen, so trat er einher im Leben, voll Selbstvertrauen und voll kühnen Muthes. Wie hätte er da nicht vielfachen Reibungen mit andern eben so spröden und stolzen Naturen verfallen; wie nicht alsbald, da der Kampf ja auch seine Ehre, der Sieg auch seinen Lohn hat, an dem streitvollen Leben seine Lust und Freude finden sollen? Liegt doch im Einzelkampfe selbst wie eine erhöhte Anstrengung der Lebensthätigkeit, so auch ein gesteigertes Wirken der Geisteskräfte, und erhebt sich im Angriff sowol, wie namentlich in Vertheidigung der Ehre und der Seinen die ganze Manneskraft und Herrlichkeit zu ihrem Höhenpunkte. Diese Lust am Kampfe und am Beuten, diese Gelegenheit, sich hervorzuthun und herrlich vor allen Gleichen zu zeigen, sind die Antriebe, — abgesehen von äusseren Anlässen — die in der alten Zeit den Araber zu seinen Thaten begeistern. Und nicht bloss dazu, sie befeuern ihn auch zum Liede, und wie er sich selbst preist, so ist es der Hohn und die Verachtung, der Spott und die Ironie, die er auf den Gegner fallen lässt, sei es auf den einzelnen, sei es auf den ganzen Stamm. Wie die fachrijjât, so ist auch diese Art, higâ, ein Kampflied; aber beide greifen die entgegengesetzten Seiten heraus und sind vielmehr eine Schilderung des eben vorgefallenen Kampfes oder Zerwürfnisses, als ein Aufrufen der Seinen oder Herausfordern der Feinde zum Streite. Die in solchen Spottgedichten behandelten Stoffe sind namentlich die dem Gegner vorgeworfene Feigheit, Unehrenhaftigkeit, niedrige Herkunft und im Allgemeinen Unmännlichkeit. Aber nicht bloss mit wirklichen Feinden hat diese Gedichtgattung zu thun; sie umfasst auch das ganze Gebiet der Feindseligkeit und des Ingrimms, der Verachtung und des Hohns im privaten Verkehr, nicht bloss gegen Männer, sondern auch gegen Frauen, ja gegen ganze Stämme und Länder. Die Feindesverspottung wird allmälig zur beissendsten Satire, die meist an äusserliche Gebrechen anknüpft oder besondere Fehler des Gemüthes aufsticht und mit den allerdings unfeinsten und rohesten Schimpfreden sich befasst, namentlich allerlei Körpertheile bestichelt oder ihre Vergleiche von Dingen hernimmt, die ein Gebildeter aus dem Munde lassen sollte, und auf eine Seite in dem Character des Volkes hinweist, die durch die Bildung allerdings veredelt werden kann, die aber doch, wenn die Leidenschaften in aller Stärke erwachen, um so frischer und greller hervortreten wird. — Von dieser Gattung unterschieden, wenngleich etwas an dieselbe streifend, ist die bei den Arabern sehr häufige Klage über Verkennung von Seiten Anderer, namentlich der Freunde, und über deren schlechtes Benehmen gegen sie, und über die Unbilden der Zeit. Beides nimmt öfters eine satirische Wendung, allein der erstere Stoff gehört doch unter die Freundschaftsbeziehungen und ist dort berührt, der andere gehört in die dritte Abtheilung und wird dort besprochen werden.

C. Liebe.

Wie ohne Sonne und Licht kein Leben, so ohne Frauen und Liebe keine Poesie. Das ist eine Erfahrung so alt wie die Welt, und das ist eine Wahrnehmung, die Jeder in seinem Leben, auch ohne Lehrmeister, macht. Mögen auch im dichterischen Gemüthe die herrlichsten Kräfte liegen; erst wenn die Liebe hineinblitzt, gedeihen sie zu lebensvoller Entfaltung. Die Thatkraft des Mannes, immerfort zu männlichen Zielen angespannt und einseitig nur zu Erreichung von z. B. Gelehrsamkeit, Geld und Gut, Kriegsruhm etc. entwickelt, würde auf die Dauer erlahmen: er braucht eben einer neuen Anregung, die ihn mit frischer Lebendigkeit und neuem Streben erfüllt, und diese findet er nirgends mehr als im Verkehr und in der Liebe zu den Frauen. Der Mann daher, dem grosse Geistesgaben verliehen sind und der sich hohe Ziele gesteckt hat, wird als nothwendige Beigabe immer die Liebesbedürftigkeit oder, sagen wir, Sinnlichkeit mitempfangen haben, und sie wird ein gutes Theil seines Daseins in Anspruch nehmen. Des Lichtes Kehrseite ist der Schatten, der grossen Geistesgaben Widerspiel ist die Sinnlichkeit. Und nun zumal unter des Südens glühenden Sonnenstrahlen, die, wie die Naturkräfte zur üppigsten Entfaltung, so im Menschen alle Lebenstriebe zu vollerer Glut entfachen!

Aber die Sinnlichkeit hat ihre zwei Seiten, eine materielle und eine ideelle, die wir wohl aus einander halten müssen und die in ihrer Wirkung auf die Poesie ganz verschieden sind. Die materielle Sinnlichkeit hat auch bei dem Araber ihr vollkommenes Recht und ihre volle Befriedigung: die Frauen dienen eben dem Wohlgefallen des Mannes und der Genuss ist weder sträflich noch beschränkt. Aber dieses Verhältniss des Mannes zu den Frauen ist in unverdorbenen Zeiten gerade ein so einfaches und von der Natur vorgesehenes Bedürfniss, dass in ihm weder ein besonderer geistiger Reiz liegt, noch die Befriedigung dieses Triebes, eben so wenig wie die anderer körperlicher Bedürfnisse, Anlass zu poetischen Ergüssen werden kann. Daher habe ich schon oben gesagt, dass die Frau, welche im Besitz des Mannes ist, für den Araber kein poetisches Interesse mehr hat. Ich muss aber auf diesen Punkt weiterhin zurückkommen, weil sich mit der Zeit allerdings diese Denkweise bedeutend verändert hat.

Die ideelle Sinnlichkeit dagegen gehört durchaus in das Gebiet der Poesie. Sie gibt eben dem Manne die neue Anregung, der er, um Grosses zu schaffen, bedarf, sie ist ihm Erholung und Sporn zugleich. Wenn mit dem Besitz die Poesie desselben erlischt, so ist gerade die Vorstufe zum Besitz die eigentliche Zeit derselben, und dies Liebeleben, dies Schmachten und Trachten nach der Geliebten, dies Schwelgen in seligen Ahndungen, dies Träumen von Tagen des Glückes, die treulos entfliehen, diese Qual der Liebe und dennoch diese Wonne sind eben die Triebfedern, die des Dichters Herz zu rascherem Pulse treiben. Die Liebe ist ein Meer; wer zählt die Tausende von Wogen, die auf und ab darin gehen, und die bald sich glätten, bald in wildem Sturme gepeitscht aufbrausen? Das Thema der Liebe ist so unendlich reichhaltig, dass ihr Lied zu allen Zeiten, bei jedem Dichter, neu und stets in anderer Weise erklingt. So darf man denn auch

nicht versuchen, die Liebesgedichte in gewisse Klassen zu bringen: die Liebe ist eben eins und untheilbar.

Dennoch haben die Araber, wie es scheinen kann, zwei Klassen gemacht, deren eine nesîb, die andere ghasel heisst: dieses sei das eigentliche Liebeslied, jenes beschreibe die Schönheit der Frauen. Allein wird das Liebeslied dessen entrathen? Verliebtheit und Schönheit entsprechen sich ja, wie Folge und Ursache. Vielmehr müssen wir auch hier die durchgängig bemerkbare Veränderung der poetischen Auffassung anerkennend sagen, dass die Liebespoesie der alten Zeit mit dem Namen nesîb, die der späteren Zeit mit ghasel benannt wurde. Und nicht der Name allein, auch die Bearbeitung des Stoffes war verschieden. Die erste Periode der Arabischen Dichtung hat keine eigentlichen und ausschliesslichen Liebeslieder; sie verwebt dieselben in ein grösseres ernsteres Ganze; aber wohl erkennend, dass die Liebe im Leben des Mannes eine nothwendige Seite abgebe, entschlägt sie sich derselben nie, sondern räumt ihr den gebührenden Platz ein. Die zweite und folgende Perioden ahmen dies zwar nach, und in der höheren Zwecken dienenden Qasside fehlt zwar im Grunde die Liebesbeziehung nicht; allein es bilden sich auch eigene Liebeslieder aus, die zwar von kleinerem Umfange sind, aber ausschliesslich sich mit der Liebe beschäftigen. Diese Art nun heisst ghasel und bildet als solche eine Gedichtabtheilung in den Diwanen der späteren Dichter.

Die Liebeslieder der alten Zeit, oder vielmehr deren Liederstücke, versetzen uns sofort in ganz andere Lebenskreise, als die späteren Gedichte. Die Stellung der Frau im Leben ist noch viel edler und freier als später, die Achtung, die ihnen gezollt wird, viel reiner, die Beziehungen zwischen Mann und Frau viel zarter und inniger als in der Folgezeit. Schön zwar ist eine Geliebte immer, und ein Schönheitsideal, das alle hätten, zu entwerfen, ist unmöglich. So ist zwar eine gewisse Wohlbeleibtheit den Arabischen Frauenzimmern zuständig und wird ihnen als Schönheitsmerkmal nachgerühmt: und doch war Botseine dürr wie ein Rohr und ihrer Magerkeit wegen verspottet, und blieb dennoch 30 Jahre lang bis zu ihrem Tode das Ideal ihres treuen Liebhabers. Aber die Geliebten jener Tage waren züchtig und keusch und scheu wie ein Reh; ja, wenn Liebesregung sie dem auf die Lauer stehenden Liebsten in die Arme führen wollte, so war zur Hut eine Nachbarin ihnen bestellt, die das Gekose bewache. Und kosen unter mehr als vier Augen ist immer bedenklich! Und dann, in der Regel sind sie von Natur spröder, als ihre feurigen Liebhaber, sie weisen dieselben in ihre Schranken zurück, oder, wenn dieselben mehr begehren, als sie zu umminnen, so brechen sie das Verhältniss und ziehen mit ihrem Stamme von dannen. Dann klagt ihnen der Verliebte nach, macht sich oder ihnen Vorwürfe des Wankelmuthes oder der Untreue, und tröstet sich schliesslich durch neues Lieben oder neue Unternehmungen. Oder auch die Geliebte zieht in die Ferne, ohne mit ihrem Freunde gebrochen zu haben, aus wer weiss welchen Rücksichten: aber, wie er schlaflos die Nächte verweint, so denkt auch sie seiner stillbetrübt und schickt zu ihm mehr als tausend Grüsse, sie schickt ihm ihr Gedankenbild in die Ferne. Und wunderbar! Ihm, den auf seinem Lager die Erinnerung an die Geliebte kein

Auge schliessen lässt, der sich die seligen Stunden der Verbindung und traulicher Nähe zum Troste ausmalt, an ihn tritt dies nächtliche Bild der Geliebten wie körperhaft heran, und er wird ihrer wie leibhaftigen Nähe deutlich bewusst. So verkosen sie die nächtlichen Stunden, beide befriedigt, dass sie wie wirklich einander angehören, bis dann endlich des Frühroths Strahl zum Aufbruche mahnt. Oder auch, wenn der Geliebte kälter geworden ist, die ferne Geliebte aber sehnsüchtig in Liebe nach ihm bangt, schickt sie ihm, der ruhig schlummert, ihr Nachtbild, das ihn vom Schlaf aufschreckt und durch seinen Liebreiz erkaltete Empfindungen weckt, und das nur selten der Liebhaber, unempfindlich für alle Liebespein des Mädchens, demselben zurückschickt. — Diese Nachtbilder (theif elchajâl) sind ein stehender Schmuck oder Gebrauch der Dichter geworden, von frühe an bis in die spätesten Zeiten, und namentlich Elbohtori zeichnet sich durch vielfache Anwendung und meisterhafte Schilderung derselben aus.

So fängt ein schönes Gedicht des Abufirâs an:

Schlummer flieht mein müdes Auge,
Seit ein Nachtbild ich erblickt,
Das, indess der Reittrupp schlummert,
Asmâ grüssend mir geschickt.
Hart von Unglücksfall betroffen
Stellt' ich alles Lieben ein:
Süsse Kost wär jetzt der Tod mir,
Mag er sonst auch Wermuth sein etc.

Aber dies Kapitel ist ausserdem unendlich reich an Abwechselung und poetischen Seiten, und fast jeder Dichter würde Beiträge liefern müssen, wollte man dasselbe erschöpfend behandeln. Gibt es ja doch schon der Worte, die Liebe und Lieben in näherer Vereinigung ausdrücken, eine ungemein grosse Zahl: so ist es natürlich, dass die Dichter diesem nationalen Zuge nicht fern stehen können. Manche Punkte sind stehend und kehren, nicht gerade bei allen, aber bei vielen Dichtern, wieder. So z. B. das Verändern der Farbe, beim Erblicken des geliebten Gegenstandes; das Abmagern vor Sehnsucht und das Hinschwinden, als gehörten alle zu den Leuten,

Welche sterben, wenn sie lieben.

Ferner, die Liebe ist ein Geheimniss, das die Geliebte Einem anvertraut hat, ist ein Pfand, das sie zur treuen Aufbewahrung gegeben hat: beides darf man nicht preisgeben oder verrathen an Andere. Dann die Thränenströme, die um die Geliebte fliessen; die Gelöbnisse der Treue, die sie im Stillen einander gaben, das Brechen des Bündnisses, die Trennung oder Wiedervereinigung; dann die Härte und Sprödigkeit des geliebten Gegenstandes, die Scheu sich anrühren zu lassen, und die Klage über Kränkung, Verkennung, Kälte, gegenüber dem Feuer, der Glut die sein Inneres verzehrt; oder auch das cokettirende Anlocken mit den Augen und reizenden Bewegungen, das Aufstacheln der Liebeslust, und dann doch das Zurückweichen vor dem, dessen Herz sie eigentlich bestrickt hat; ferner, dass die Nacht zu kurz sei für die Freuden der Vereinigung, und dass

sie ohne Ende sich dehne, wenn die Geliebte fern ist; dann der unleidliche Tadler, der ohne den Enthusiasmus der Jugend und ohne die Bethörtheit befangener Sinne kalt überlegend und mit verständiger Philisterhaftigkeit dem Verliebten Vorwürfe seiner Unbesonnenheit macht, um ihn auf besseren Weg zu leiten: allein in der Regel, wie Abunowâs sagt:

„Tadel macht mich ärger nur."

Dass die Schilderung der Geliebten in diesen Gedichten einen bedeutenden Platz einnimmt, versteht sich von selbst; es ist aber weniger Schilderung ihrer geistigen Vorzüge, als besonders äusserer Vollkommenheit der Gestalt, namentlich der Augen, und des Ganges, mit dem sie, nicht dahin schwebt wie eine Sylphe, sondern einherwatschelt wie eine — doch, mag der Leser sich den Vergleich lieber selbst ausdenken!

Durch die Gedichte der späteren Zeit weht, das erkennt man sogleich, ein durchaus sinnlicher, auf Genuss erpichter Geist. Geistreich zwar in Ausdruck und Wendung, feiern sie doch nicht mehr, wie die alten spröderen und sittlich reineren Dichter, den Adel des Weibes in seiner Keuschheit und Reinheit; sondern sie wissen sehr wohl, wohin die Zeitcultur und der Luxus diese sittliche Würde entwürdigt hat: dass die Stellung der Frau nun nicht mehr eine freie, etwa dem Manne ebenbürtige sei, und dass feil ist, was man zu feilschen angeht; und sie steigern nur den Genuss durch cokettirendes Umspielen von Wort und Bild, die Nichts als Einleitung zu Orgien sind. So ragt denn allerdings die Sinnlichkeit der Liebe in ihrer materiellsten Form in dies andere Gebiet hinein; aber dennoch wird sie mit den diesem eigenthümlichen Mitteln umkleidet und entspricht so nur desto besser der gesunkenen Zeitrichtung.

Ich muss an dieser Stelle auch eine Beziehung berühren, die wir in den alten Gedichten noch nicht finden, die aber dennoch schon ziemlich früh sich geltend macht und mit der Zeit in den Gedichten eine immer grössere Rolle spielt: dies ist die Knabenliebe, die z. B. schon in der Zeit des Harûn arraschîd in bedeutendem Schwange war, und der Abunowâs mehr noch als der Frauenliebe fröhnte, und die, so unnatürlich sie uns erscheint, dennoch ihre Erklärung findet. Der Verkehr mit den Frauen, die auf ihr Harem angewiesen sind, hat denn doch immer seine Schwierigkeiten und Schranken; so wurden Knaben gehalten, um den Herrn und dessen Gäste z. B. bei Bewirthung zu bedienen, und da es namentlich schöne Türkenknaben waren, die zum Theil von erobernden Zügen heimgebracht wurden, so gewannen dieselben durch Schönheit, Zuvorkommenheit u. s. w. die Neigung ihres Gebieters, der er sich denn, bei immer bereiter Gelegenheit, mehr überliess als Recht war. Die Liebeslieder auf Knaben, welche gleichfalls ghasel heissen, aber auch den Namen mudsakkar männliche führen, schildern in meist tändelnder Weise die Anmuth und körperliche Schönheit wie Vorzüge des Knaben, der in der Regel als Schenke diente, und stellen die Verliebtheit des Herrn in diese Reize in einer Weise vor, die des Lächerlichen oft nicht wenig hat, und uns an alte französiche Marquis der Regentschaft erinnern, die abgelebt äusserlich und innerlich, wie sie waren, dennoch in stetem Liebesdrang ihre thränenden Augen nach

einer schwellenden Schönheit auswarfen, und in verliebten süssen Redensarten ihr feuriges Lieben aushüstelten oder in duftigen billets-doux ihre Feuer zitternd ausmalten.

Als Beispiel dieser Manier diene folgendes Gedichtchen des Abufirâs:

Es ist sein Blick und nicht sein Wein
 Berauschend mir zu Kopf gestiegen:
So wacht mein Auge schlaflos denn
 Von seines Ganges schmuckem Wiegen.
So hat mich nicht der Rebenschluck,
 Des Halses Schmuck hat mich berückt,
Und nicht des Weines Kühle mich,
 Der Tugend Fülle mich bestrickt.
Es haben Locken den Verstand
 Sich um ihn schlingend, mir entwandt:
Und so verschwand mein Dulden und
 Was in des Duldens Stahlgewand.

Es ist nicht zu leugnen, dass diese Seufzer der ergrauten Liebeshelden einen gesunden Sinn anekeln; aber in weit höherem Grade ist dies der Fall mit der Abart von Gedichten, die megûn oder chorfât oder mofâhaschât heissen. Nennen wir sie in unserer Sprache Zoten, so geben wir ihnen den mildesten Namen: über die Vorgänge im geschlechtlichen Leben witzelnd, gefällt sich der Dichter in Verirrungen der Phantasie, die man Mühe hat überhaupt für möglich zu halten. Wir können nicht anders als mit Bedauern auf die Schaar derjenigen sehen, die in den Genuss soweit versanken, um die von der Natur vorgezeichneten Wege gänzlich zu verkennen.

Dass allerdings auch Fälle vorkommen, wo ein reines Verhältniss zwischen solchen Knaben und ihren Herren obwaltet, leugnen wir keineswegs ab; aber Ausnahmen, möchte ich fast glauben, waren solche Beziehungen und es scheint mir, dass in dieser Knabenliebe ein wesentlicher Grund mitliege, dass dies Volk so bald und so allgemein in Thatunkräftigkeit versunken sei.

3. Stellung des Dichters zu Gott.

Gross fürwahr ist meine Schuld,
Grösser aber Gottes Huld,

diese Worte des Abunowâs, mit denen er sein Gewissen beruhigend sich hinwegscherzte über die Vorwürfe der Gottlosigkeit, die Freunde ihm machten, oder über Qualen eigenen Schuldbewusstseins, die ihn mitunter marterten, bezeichnen eine Seite des Verhältnisses, in welchem die Dichter zu Gott standen. Nach einem dem Genuss geweihten und in Selbstberauschung verjubelten Leben neigte sich denn doch, theils aus äusseren Antrieben, theils und besonders aus inneren Gründen, das Gemüth des Dichters

zu ernsterer Betrachtung seines sittlichen Lebens, und nun, wo Gebrechen des Alters oder vorzeitige Schwächen sich einstellten, wo der Tod, dieser Störer der Freuden, immer gewisser und näher heranrückte, und mit ihm der Tag der Rechenschaft drohte, zogen die längst verschienenen Tage seines nicht Gott, sondern der Lust am Irdischen geweihten Lebens an der Erinnerung vorüber. Da rührten sich denn doch in des Herzens geheimsten Falten die freilich längst überhörten Mahnungen der Pflicht, da tönten ihm, in der Stille der Selbstbeschauung, die anklägerischen Stimmen des Gewissens ein lautes Entsetzen ins Ohr, und weckten in ihm, auf der Neige des Lebens, den Entschluss, in gottgefälligem Wandel abzubitten, was er verbrochen, in gläubigem Vertrauen die Liebe Gottes, des Allerbarmers, wieder zu gewinnen, die er verscherzt, und seinen Zorn zu versöhnen, den er verdient habe. Aehnlich also, wie in weit späteren Tagen, die Bigotterie ein Mantel geworden, mit dem ergraute Sünder ein von Lastern beflecktes Leben und einen von Krankheitsgräueln verwüsteten Leib bedecken, so ward in den Zeiten der Arabischen Poesie, von denen wir sprechen, die Entsagung, sohd, ein Kleid, unter dessen schützender Hülle man das zerknirschte Antlitz barg, und in dessen Falten zusammengekauert man reuevoll Busse that. Oft allerdings nothgezwungen, wenn der Körper dem Siechthum verfallen und der Lust kein Spielraum mehr vergönnt war; oft scheinbar, um unter dem Deckmantel der Bekehrung und der vor Andern ausgesprochenen veränderten Denkweise die alte Lebensweise ungestörter fortzusetzen: oft aber auch ohne dergleichen Antriebe wirklich reuevoll über das übel angewandte Leben und die verscherzte Glückseligkeit, und in aufrichtiger Zerknirschung Ruhe für das beklommene Gewissen und Trost für das Jenseits suchend.

Dies Kapitel der Entsagung ist ein sehr reichhaltiges, und insofern ja die schillernde Vergangenheit eben der trüben Stimmung der Gegenwart vorwurfsvoll vorgehalten wird, spricht sich in allen diesen Gedichten eine tiefe Melancholie aus, die nicht einmal immer mit dem goldenen Saum der Hoffnung umzogen ist. Oft sind es bloss Klagen über das verfehlte Leben, reuevoller Tadel eigener Unvernunft, die der göttlichen Gebote vergessen konnte; oft Vorsätze, die böse Lebensweise der Gottvergessenheit inskünftig zu lassen und von dem Irrsale, in dem man befangen, auf den Weg der rechten Leitung sich zu begeben; oft Betrachtungen, wohin ein leichtsinniger Wandel führe, Todesahndungen mit allem ihrem Schauer, Grabesgrausen mit seinem Entsetzen; oft ein Grübeln über die Vergänglichkeit des Irdischen und über die Lehre der Nichtigkeit, die jedes Wesen predigt; oft trostloses Verzweifeln am Werth der irdischen Güter, an der Berechtigung des Daseins überhaupt; oft aber auch hoffnungsvoller Aufblick zu Gott, dem Quell der Liebe und der irdischen Güter, ihm, der gibt und der liebt und am Reuigen Gnade übt; oft auch säumt den finstern Horizont der Schwermuth das milde Licht des Glaubens und Vertrauens; Zufriedenheit wird angerungen, und Vergebung gefleht und gehofft, der Trost der Ergebung in Gottes Führung bringt Erhebung des Gemüths, und die fromme Hoffnung auf des Allmächtigen und Allerbarmers Huld giesst Balsam auf die qualvollen Wunden des sündigen Herzens.

Also Entsagung von den Freuden des Lebens und Reue über schuldvolle Vergangenheit, Hoffnung auf Gottes Erbarmen und Geduld in seinen Fügungen, das ist der eine Bereich, in dem der Dichter sich zu Gott naht. Ist dies eine und vielleicht häufigste Beziehung, in welcher der Dichter sein Verhältniss zu Gott bespricht, so gibt es derselben doch noch mehrere.

Es ist dies namentlich die Seite wahrer Frömmigkeit, die den Dichter nicht erst durch den Gegensatz der Lasterhaftigkeit zu Gott treibt, sondern aus innig gläubigem Gemüthsdrange zu ihm führt. Dies fromme sich Gott Hingeben ist recht eigentlich der Boden, auf dem die Semiten überhaupt, und besonders die Dichter stehen, bei denen das Gemüth reicher entwickelt ist und tiefer als bei den Uebrigen, und dieser Zug des Herzens, auch durch die positive Religion genährt, macht sich, wenigstens zeitweilig, bei Allen, selbst den Verworfensten, geltend. Wird er aber bei diesen alsobald durch die Lust des Augenblickes zurückgedrängt, so ist er dagegen bei den edleren und sittlichen Dichtern in voller Stärke da, und das Bedürfniss, Gott zu nahen, auf ihn zu verweisen, von ihm auszugehen und zu ihm zurückzukehren, in allen Verhältnissen auf ihn zu bauen, sich mit ihm zu trösten und ihm zu danken, dringt bei ihnen recht eigentlich vor. Zwar nicht, oder doch kaum, in eigenen Gedichten; es gibt dieser Hymnen auf Gott, deren andere Litteraturen reich sind, in solcher Weise nicht; es gibt keine Kirchenlieder und kann, bei der ganzen Sachlage, keine geben: aber in grösseren Gedichten, die eigentlich ganz entfernten Zwecken dienen, zeigt sich doch dieses unwillkürliche Streben immer auf Gott zurückzukommen, und so zieht sich durch die ganze Poesie der Araber, in fast allen Gattungen, der religiöse Faden, der uns, wenn wir an anderer Völker Dichtungen denken, eigenthümlich berührt.

Diese Bezüge zu Gott, von denen wir sprechen, finden sich in den alten Gedichten vor Mohammed nicht; den Dichtern jener Zeit genügt dies der Natur Angehören, und die Richtung nach dem Jenseits ist, wenngleich vorhanden, doch nur in weitesten Umrissen ihnen eigen; hier spielen noch die materiellen Beziehungen zu den alten Götzen eine Rolle, und wie viel die spätere Zeit an diesen Gedichten ausgemerzt haben mag, auch gerade in dieser religiös-heidnischen Beziehung, wir erkennen denn doch noch einige Einflüsse derselben auch hier. Also bei den ältesten Dichtern kann von den Gedichten, welche unter dem Namen sohd zusammengefasst werden, noch nicht die Rede sein, ebensowenig fast von diesem innern Drange der Frömmigkeit, dem erst der Islâm sein Ziel gewiesen. Vielmehr nimmt bei ihnen, dann aber auch bei den Späteren, eine bedeutende Stelle ein das in allgemeine Betrachtungen sich Ergehen über den Lauf der Welt und der Verhältnisse des menschlichen Lebens, mit einem Worte, über die moralische Weltordnung, und das Streben, ihre reichen Lebenserfahrungen in kurzen Sprüchen zusammengefasst der Nachwelt zu vermachen. Diese Spruchweisheit, hikme oder hikam, ist seit ältester Zeit dem semitischen Volke eigenthümlich, und wie in Sprichwörtern, in Fabeln, so auch in Sentenzversen ausgedrückt, die ihre Bedeutung für alle Zeit menschlicher Verhältnisse behalten. Spricht

sich in ihnen zwar zunächst nur eine Summe von Erfahrungen aus, die das Leben in der Natur und mit seines Gleichen gibt (Sprüche der Klugheit), so liegt doch gleichfalls darin der Drang ausgesprochen, das Verhältniss des Menschen zu Mächten, die er nicht kennt oder begreift, zu erfassen und somit den Sinn anzuregen zu höherem Nachdenken und geläutertem Wandel. Diese möchte ich Sprüche der Weisheit nennen. Eine dritte Stufe würde die sein, wo der Mensch, bei geoffenbarter Religion, sein Verhältniss zu Gott in allgemein gültige Sprüche zu bringen sucht und somit von dem irdischen Treiben hinweg den Geist des Menschen in lichtere Regionen zu heben sucht, um ihn immer mehr zu veredlen und seiner Bestimmung näher zu bringen. Diese möchte ich Sprüche der Wahrheit nennen. Letztere gehen den ältesten Dichtern, insofern sie vor dem Islâm leben, ab, aber die beiden ersten Gruppen haben sie mit den späteren Dichtern gemeinsam, denen auch die dritte ein ergiebiges Feld zu Sentenzen bot. In Klassen diese Stoffe genauer zu vertheilen, nützt nicht; es genügt, hier zu sagen, dass guter Rath, mau'idhe, aus einer Masse ähnlicher Vorfälle gezogen, ferner ernste Betrachtungen über die Zeitläufte, ḡidd, und besonders Tadel über die Unbilden der Zeit, dsamm essemân, über Treulosigkeit, ghadr und etwa 'itâb, etc. hierher gehören.

Religiöse Gedichte in unserem Sinne, haben wir gesagt, gebe es nicht; wir müssen indess hier eine bedeutende Gattung von Gedichten berühren, die allerdings religiös sind, wenngleich in eigenthümlicher Weise. Dies sind die mystischen Gedichte, welche, bei den Arabern gerade nicht heimisch, doch in späterer Zeit Eingang und Anklang fanden und in denen als grösster Meister Omar ben fâridh einer Menge von andern Dichtern vorgeleuchtet hat. Religiös nämlich sind diese Gedichte, insofern sie das Verhältniss des Menschen zu Gott zum Gegenstande haben; und nicht religiös sind sie wieder, insofern dies Thema in einer Form behandelt wird, die augenscheinlich ganz andere Bedeutung hat, aber durch den hervorzusuchenden tieferen Sinn und durch die stete im Auge behaltene Beziehung auf Gott erst ihr rechtes Verständniss empfängt. Der Gegenstand, den diese Art von Gedichten in der mannichfachsten Weise behandeln, ist die Liebe des Geschöpfes zum Schöpfer, das Aufgeben der Individualität, eben um sich dem Urquelle der Liebe zu vereinen; die Form ist meist die kürzere, in der die eigentlichen Liebes- und Trinklieder gedichtet werden, und die Behandlungsweise des Gegenstandes die, dass unter dem Bilde der Liebe und des Weines eben die höhere Beziehung der Liebe zu Gott und des sich darin Berauschens zu verstehen ist. Die Arabische Poesie liebt das Räthselnde der Sprache; sie erhält, bei der vielfach möglichen Deutung eines Wortes, die Aufmerksamkeit des Zuhörers immer rege, der aus dem Zusammenhange, wenn er gefolgt ist, das jedes Mal Richtige erkennt; sie verlebendigt so die Darstellung. Diese Räthselung aber ist in diesen Gedichten auf die Spitze getrieben und es hält, gar nicht selten, schwer zu erkennen, ob die Sache wörtlich oder allegorisch zu verstehen sei. Das zu entscheiden, bedarf es der Kenntniss von mancherlei Zeitumständen und Personenverhältnissen, namentlich auch der Lebensrichtung des Dichters; manchmal auch — das dürfen wir nicht verkennen — ist

den Dichtern ein mystischer Sinn untergelegt, dem sie ferne stehen, ähnlich wie beim Hohen Liede einst und jetzt wieder unter Sulâmith die christliche Kirche verstanden wird! Also ein Liebeslied in den glühendsten Tönen, ein Trinklied im Rausche der Begeisterung, mit allen den Künsten und Zuthaten, mit denen diese zwei Arten reichlich versehen sind: aber dennoch keine Sinnlichkeit, sondern ein inniges Sehnen, dennoch keine Berückung, sondern eine Verzückung, keine Trunkenheit, sondern in Gott Versunkenheit. Diese Art von Gedichten indess stehen ausser dem Kreise, in dem sich die Arabische Poesie vollendet; sie sind nicht, wie die übrigen Arten, Gemeingut der ganzen Litteratur, von innen heraus erzeugt, sondern eine spätere, von fremdher gekommene Zuthat, und somit für die allgemeine dichterische Entwickelung des Arabischen Volkes von wenigerer Bedeutung und geringerem Einfluss als jene.

Die Qasside.

Wir haben im Verlauf der obigen Darstellung gesehen, dass die älteren Dichter mehrere der späterhin abgesondert behandelten Dichtstoffe einem grösseren Ganzen verweben, dass auch späterhin dieser Gebrauch für einige Gattungen bleibt, dass eben die besonders behandelten Dichtarten von kleinem Umfange sind und dass im Grunde das längere Gedicht auch bei den Späteren, sowol in Stoff, als in Form, nach dem Muster der Alten behandelt wird. Mit seltenen Ausnahmen gibt es Gedichte, die einen eigenthümlichen Stoff in längerer Weise behandelten, ausser jener einen Art, von der wir oben sprachen, nicht, und der Name Qasside ist eben für alle längeren Gedichte dieser Art. Fragen wir, was derselbe bedeute, so tritt uns zuerst die Erklärung v. Hammer's entgegen, der das Wort qasside mit Zweckgedicht übersetzt, indem dasselbe nach mancherlei Abschweifungen, besonders in den letzten Versen, den Zweck des Dichters, sei es im Danke, im Lobe etc., verfolge. Allein, einen Zweck verfolgt jeder Vers, jedes Lied, und somit, scheint es, könnten alle Gedichte, da sie ja auch Zwecke verfolgen, Zweckgedichte heissen. Ausserdem könnte ein Gedicht von einigen Zeilen, in dem der Dichter z. B. den Zweck hat, sich ein Gut oder eine Anstellung schenken zu lassen, Qasside heissen. Dem ist aber nicht so, denn es ist ganz richtig, was die Arabischen Poetiker, freilich sehr äusserlich, angeben, dass ein solches Gedicht wenigstens 7 oder 10 Verse haben müsse. Ferner könnte z. B. ein Dichter den Zweck haben, Jemanden zu verspotten, und er brächte den Spott, nach allerlei Absprüngen, am Ende vor: das wäre aber dennoch keine Qasside. Auch ist damit wenig gesagt, dass Qasside jedes längere Gedicht sei; im Gegentheil, es gibt eine Menge von Gedichten, die über 7 oder 10 Verse haben und doch nicht Qassiden sind. Das Jagdgedicht z. B. bei Abufirâs ist keine Qasside. Eben so wenig ist das Versmaass durchaus von Bedeutung bei Bestimmung, welches Gedicht eine Qasside sei; man kann nicht sagen, dass Gedichte von grösserer Länge mit einem der längeren Versmaasse Qassiden seien, denn auch kürzere, wenngleich nicht ganz kurze, Metra können hier angewendet werden.

Um nun meine Meinung zu sagen, so scheint mir, dass Qasside jedes Gedicht

ist, das zum Gegenstande das Lob einer Person hat, sei es einer andern, sei es der eigenen des Dichters, das aber diesen Stoff in einer Weise behandelt, dass im Gedicht auch eine Reihe anderer Vorstellungen, die freilich dem Lobe oder der Person fern liegen, die aber in dem Interessenkreise des Arabischen Volkes begründet sind, mitberührt (sei es angedeutet, sei es ausgeführt) werden. Das Arabische eigentliche Gedicht ist kein organisches Ganze, sondern ein Zusammengefüge aus verschiedenen Theilen, ein Aufreihen von Perlen, deren jede schön, aber von der andern ungleich an Gestalt, Farbe, Werth ist; es erscheint oft, als ob ein oder der andere Theil fehlen oder auch hinzugesetzt werden könne, ohne dem Werth des Ganzen Eintrag oder Zutrag zu thun; dennoch aber sind diese einzelnen Theile des Gedichtes wie concentrische Kreise, die sich zwar nicht berühren, aber um denselben Mittelpunkt schlagen. Dieses Zusammensetzen nun aus Theilen, die zwar an sich nichts miteinander gemein haben, scheint mir nun das Wesentliche einer Qasside zu sein, und ich finde, dass in dem Worte selbst dieser Begriff liegt. Qassîde (wofür manchmal auch qassîd steht) bedeutet nämlich ein Zerbrochenes, ein in Stücke Zertheiltes, und wir sehen in der That, dass alle mit diesem Namen belegten Gedichte in eine Menge von Theilen zerfallen, die erst an einander gesetzt worden sind. Fragen wir nun, warum das aus mannichfachen Theilen zu einer Einheit zusammengesetzte Gedicht gerade nur zum Lobe einer Person diene, so ist die Antwort darauf sehr leicht, nämlich die, dass füglich nur in dieser Gattung eine Aneinanderreihung von Gedichttheilen möglich war. Nehmen wir die Naturschilderung: sie gibt einzelne Bilder, aber ihr fehlt eben das Interesse der Persönlichkeit, um die sich dieselben zusammenreihen sollten, und somit auch die Mannichfaltigkeit, da sie sich zwar mit verschiedenen Gegenständen, die aber doch demselben Kreise angehören, beschäftigen könnte. Nehmen wir Liebe, Freundschaft, Hass, Spott, so ist die Stimmung, die zu dergleichen Gedichten treibt, eine zu persönliche und zu gewaltig dringende, als dass sie Raum liesse zu Schilderungen und zu Behandlung von andern, die Nationalität interessirenden Stoffen; auch die Todtenklage ist, wenngleich dem Lobé nahe verwandt, doch zu abgemessener Art, als dass in ihr sich hie und dahin abschweifen liesse; es ist eben die eine Persönlichkeit, um die sich eng zusammen alles concentrirt; auch das Weinlied ist eine zu individuelle und zudem zu untergeordnete Art und von zu augenblicklicher Erregtheit, als dass in ihr eine grössere Zusammenfügung möglich wäre. Und nun gar erst die Gnomik!

Dazu kommt, dass die historische Entstehung der Dichtarten sehr frühe gerade auf diese Art verfiel und, wie ich glaube, bei der ganzen Anlage verfallen musste, und zwar in einer Meisterschaft, dass die ganze Folgezeit ihr Vorbild, wie in Composition, so in Sprache, daran erkannte. Dies Vorbild nun zwar passte nicht mehr ganz für die späteren Zeiten; es wird aber dennoch das einmal gegebene Schema im Grossen und Ganzen unverrückt festgehalten, und wenigstens insofern immer befolgt, dass ein grösseres an Jemand gerichtetes Gedicht aus einer Menge von Theilen bestehen musste, in deren geschickter Beziehung auf den eigentlichen Gegenstand eben die Kunst-

fertigkeit sich zeigen konnte. Liessen spätere Dichter einen in den gegebenen Mustern der Alten vorliegenden Theil, z. B. Frauenlob, aus, so war das eben eine allerdings kühne Neuerung, die von ihren Nachfolgern nur sehr theilweise befolgt wurde: denn in der Regel kehrte man zu den alten Mustern zurück; aber auch jene Neueren, zu denen besonders Elmotenebbi zu rechnen ist, ersetzen dann das einmal Herkömmliche und von Jedermann im Liede Erwartete theils durch andere neue Stoffe, die sie einflochten, theils auch durch andere, dem ausgelassenen Theile nicht unähnliche, Umbildungen.

Die von den alten Dichtern in solchen Gedichten behandelten Stoffe, also die Theile, aus denen ihre Gedichte bestehen, sind im Ganzen nun folgende. Unglückliche Liebe, Schilderung der Wüste, der Wolken, des Nachtgrauses, des Rosses oder Kameeles, Vortrefflichkeit des Gelobten, seine Tapferkeit, Kampflust und Sieg, sein Edelmuth. Dies sind die Fäden, die, untermischt mit allgemeinen Erfahrungssätzen oder Sprüchen, in den Rahmen des Gedichtes eingespannt werden. Mit der Liebe beginnend, mit langen Schilderungen fortfahrend, ist oftmals nicht abzusehen, wohin der Dichter will, bis dann mit einigen Versen in der Mitte oder gegen den Schluss hin ein näheres Andeuten des Zweckes erfolgt, der aber alsbald wieder im Stich gelassen wird, und nicht einmal immer am Schlusse seine knappe Wiederholung findet.

Also 1) unglückliche Liebe. Die Geliebte ist davon gezogen, sei es, dass sie mit ihm gebrochen hat, sei es, dass ihr Stamm fortziehen musste; sie war hold und herrlich in ihren Reizen, und nun folgt oft eine Beschreibung derselben. — Oder auch der Geliebte findet auf seinem Wanderzuge Spuren, wo ein Trupp sich gelagert und ein ärmliches Mahl auf den Dreisteinen bereitet hat; aber sie sind verwischt und er weint Ihr nach in Liebe, die treu aber vergeblich, oder mit Undank vergolten ist. Er weint, denn des Helden Thräne entehrt nicht: aber was hilft der Kummer? darf er denn verzagen? Nein, hinaus in die Welt, auf zu Thaten, um das stille Weh des Herzens im Lärm des Kampfes oder im frohen Treiben mit Andern zu beschwichtigen, um sich zu zerstreuen und neue Ruhmes-Lorbeeren zu pflücken! Also

2) gefahrvoller Zug durch die Wüste. Hier nun breitet sich vor ihm die weite Fläche mit ihren Schreeknissen aus, die einen minder Kühnen, als er selbst ist, abschrecken könnten von seinem Vorhaben. Aber er überwindet Tiefen und Höhen, Nacht und Kobolde; denn ihn treibt ein kühner Sinn, ihn trägt ein edles Thier, das zu preisen er nicht der Wendungen Ende kennt. Es trägt ihn

3) zum Kampfe, in dem er tapferer als Alle kämpft, in dem das Schwert oder die Lanze, deren Preis er singt, ihm beisteht, und aus dem er als Sieger seiner Thaten, hervorgeht;

4) oder zu einem hohen Gönner, dem die Tugend ihre Krone aufs Haupt gesetzt, der tapfer nicht bloss, sondern auch edel ist, und der ihn für Alles, was er gelitten, zu entschädigen weiss. Und diese seine Tapferkeit und edle Grossmuth oder Freigebigkeit und Gastlichkeit zeichnet uns das Lied des Dichters in malerischen Zügen. Je nach der Eigenthümlichkeit des Dichters verweilt er bei diesem oder jenem Gegen-

stande länger oder kürzer, und z. B. Imruolqais schildert oft sehr lang sein edles Ross oder seine schöne Geliebte; aber im Ganzen finden alle diese Stoffe ihre Rechnung, und es muss der Dichter eben darin seine Geschicklichkeit zeigen, dass er diese Theile, die eigentlich ganz lose Einzelschilderungen für sich sind, geschickt an einander knüpft und seinen Zwecken gemäss dazu mitwirken lässt, um ihn, dem sein Lied gilt, in desto vollerem Glanze zu zeigen.

Diejenigen, welchen diese Auseinandersetzung über den Begriff der Qasside nicht zusagt, mögen sich vielleicht mit der folgenden eher einverstanden erklären. Man wird sich erinnern, dass ich oben den Unterschied zwischen den Reg̃esgedichten und den Qassiden darin gefunden habe, dass (abgesehen hier von ihrem Inhalte) jene nur das Reg̃es-Metrum, diese aber auch andere — und zwar genauer gesagt, nicht zu kurze — Metra anwenden. Da nun aber die Reg̃es-Verse in ihrer einfachsten Gestalt ungetheilt immer mit einem Reime schliessen, die zu den Qassiden gebrauchten Metra aber immer aus Versen bestehen, die in zwei Halbverse getheilt sind, von denen nur immer der zweite den Reim hat, so könnte Qasside — das an sich getheilt, gebrochen bedeutet — auch ein Gedicht bezeichnen, das aus solchen in je zwei Halbverse zerbrochenen Versen besteht. Dies scheint das Wörterbuch Qâmûs mit den Worten sagen zu wollen, dass Qasside ein Gedicht sei, mâ tamma schathruhu, dessen Halbvers vollständig ist. Womit nicht angedeutet sein kann, dass genau die zweite Vershälfte ebenso vollständig sein müsse wie die erste — was des Reimes wegen sehr häufige Ausnahmen erleidet, — sondern nur, dass das Gedicht aus einem Versmaasse bestehen müsse, das sich aus zwei vollständigen Hälften zusammensetze.

Bei dieser Erklärung begreife ich besonders Zweierlei nicht. Erstens, ist es richtig, was einige Arabische Kunstkenner sagen, dass eine Qasside aus wenigstens 3 Versen bestehen müsse oder, was die meisten derselben behaupten, dass sie wenigstens 7 oder 10 Verse lang sein müsse, so heisst das nur, jedes Gedicht — denn ein Paar Verse gelten noch nicht für ein Gedicht, wie ich oben bemerkt habe — sei eine Qasside, wenn gebrochene Metra in ihm gebraucht sind. Wo bleibt dann aber der Unterschied zwischen den Gedichtstücken qith'a und diesen? Dann müsste ein qith'a, bestehend aus 3, 4 oder einigen Versen mehr, immer im Reg̃es-Versmaasse abgefasst sein, um nicht zugleich Qasside zu sein. Diese qith'ât oder moqattha'ât haben aber öfter auch gebrochene Versmaasse, folglich würden sie mit den Qassiden zusammenfallen; nichts desto weniger sind beide stets auseinandergehalten. — Zweitens, dann würde jedes Gedicht in der durchbrochenen Form, eine Qasside sein. Dem ist nicht so. Ein Weinlied, ein Scherzgedicht, ein Liebeslied sind gewiss von keinem sachverständigen Araber als Qassiden angesehen. Wenigstens glaube ich, in den vielen Gedichtsammlungen, die ich unter Händen gehabt habe, nirgends die Bezeichnung „aus einer Qasside“ gelesen zu haben, als in solchem Sinne, wie ich ihn oben entwickelt habe.

Ein Punkt bleibt mir noch zu berühren. Thatsache ist, dass der erste Halbvers in vielen Qassiden schon den Reim hat, der durch das ganze Gedicht geht, alle

andern jedoch dieses Reimes entbehren. Da dies indess lange nicht bei allen Gedichten der Fall ist, so frägt sich, ob es im Belieben des Dichters gestanden, jenen ersten Halbvers reimen zu lassen, oder ob vielmehr die Qassiden, in denen dieser Reim fehlt, unvollständig seien. Ich entscheide mich für letzteres. Alle Gedichte alter und neuerer Zeit, deren Vollständigkeit entweder feststeht, wie bei den drei Gedichten des 'Alqama, oder sich erweisen lässt, befolgen jenen Grundsatz; kein erweisbar unvollständiges Gedicht, kein Bruchstück hat den Reim im ersten Halbvers. Wenn es nun längere Gedichte gibt, die denselben nicht haben, so ist, glaube ich, entweder schon aus der Composition derselben nachzuweisen, dass sie die bei dieser Art von Gedichten übliche Weise verlassend, den Leser sogleich auf ein Gebiet versetzen, das ein regelrechtes Gedicht gleich Anfangs nicht betritt. Oder auch, ein solches Gedicht ist aus dem Stegreife gesprochen, also anknüpfend an einen Vorfall der Gegenwart, und daher mehr zur Entwickelung drängend: wiewol auch solche Stegreif-Qassiden manchmal einen ruhigeren Verlauf nehmen und das ganze der Qasside eigenthümliche Gebiet durchmessen. Es ist ferner aber auch nicht schwer, sich zu erklären, wie es gekommen, dass die Qassiden dem ersten Halbverse den Reim gaben. Die anfängliche Reges-Dichtung hatte den Dichter wie den Zuhörer bei jeder nach etwa dreimaliger Wiederholung eines jambischen Trimeters eintretenden Pause an den Reim gewöhnt. Die späterhin aufkommenden grösseren Versmaasse nun haben ihre eigentliche Pause zwar am Ende des Verses, und mithin dort auch immer ihren Reim; allein eine Halbpause tritt doch mit jedem Halbverse ein, und so war es natürlich, dass wenn der Dichter das Lied anfing, er sich auch der bestehenden Sitte anschloss, gleich bei der ersten Pause (also des ersten Halbverses) den Reim zu setzen. Er wollte von vornherein andeuten, dass er ein Gedicht vortrage, und dazu war der natürliche Weg der, dass er die zwei Halbverse des ersten Verses reimte. Denken wir uns, der Dichter hätte ein Lied im Thawîl- oder Kâmil-Versmaasse vorgetragen, ohne den Reim im ersten Halbverse: es würden gewiss Manche, bei der Länge der Verse und den daher späten Reimen derselben, zweifelhaft gewesen sein, ob sie überhaupt ein Gedicht hörten. Dass der Reim nicht bei den folgenden ersten Halbversen wiederkehrte, lag darin, dass nun dem Zuhörer genügt war, und er erst, wenn der ganze Vers zur Ruhe gekommen war, den abschliessenden Reim erwarten durfte. Der Reim nach jedem Halbverse hätte die Gedankeneinheit des ganzen Verses unterbrochen und in das Gedicht einen schnelleren Fluss gebracht, welcher der ruhigen Majestät des vollen Verses Abbruch gethan hätte, und aus diesem Grunde — und nicht, weil die Reime der Sprache gemangelt haben würden — glaube ich, dass wir die Reime in allen übrigen Halbversen vermieden sehen.

Uebersicht
der Eintheilung der Arabischen Poesie.

Beschreibende Lyrik.

I. Stellung des Dichters zur Natur.

a) wassf, Beschreibung } der Werke der Natur, der Kunst und anderer Stoffe.
b) teschbîhât, Vergleichung }

c) thardijjât, Jagdgedichte.

II. Stellung des Dichters zu seinen Mitmenschen.

A. Freundschaft.

a) in Bezug auf seine Angehörigen.
hamâse, fachr we hamâse, Stammlob. } Qassîde.
fachr, fachrijjât, Selbstlob und Ruhm der Seinen. }

b) in Bezug auf seine Freunde.
ichwânijjât, { Gastfreund. Freundespaar. Freund überhaupt.
mukâtabât, Briefwechsel.
(istidâ', tehânî, tehâdî, 'odsre, 'itâb, schikwâ.)

bb) Genuss des Lebens mit den Freunden.
hasel, } Lebensfreude.
thareb, }
chamrijjât, Weinlieder.

c) in Bezug auf seine Gönner.
medh, medîh, hamâse, Lobgedicht. Qassîde.

d) in Bezug auf die Todten.
ritsâ, merâtsi, Todtenklage.

B. Feindschaft.

higâ, Spottgedicht.

C. Liebe.

nesîb, } Liebeslied.
ghasel, }
ghasel (mudsakkar), Knabenliebe.
megûn, chorfât, mofâhaschât, Zoten.

III. Stellung des Dichters zu Gott.

a) sohd, Busslied.
b) (dijâne) Glaubenswort.
c) hikme, Spruchdichtung (Klugheit, Weisheit, Wahrheit).
d) mau'idhe, gidd, dsamm essemân, 'itâb, ernste Lebensbetrachtungen.
e) Mystische Gedichte der spätern Zeit.

III.

Ueber Beurtheilung der poetischen Leistungen von Seiten der Araber.

Zur Beantwortung der Frage, ob es allgemeine Gesetze des Geschmackes gebe, die bei allen in die Litteratur getretenen Völkern gültig seien, fühle ich mich bei dem Zwecke, den ich mir vorgenommen habe, nicht gedrängt. Ich will in dieser Arbeit vielmehr darauf hinweisen, dass man, um die Litteraturwerke eines Volkes, wie die Araber sind, richtig zu würdigen, von allen Beziehungen seines eigenen Volkes absehen und dieselben nur aus und nach sich selbst beurtheilen müsse. Waltet doch in der Sprache jeder Nation ein eigenthümlichstes Leben, und ist doch grade sie es — und nicht ihre politische Stellung —, welche ihr erst den Character der Selbstständigkeit als Nation verleiht. Mögen nun der Bezüge und Aehnlichkeiten mit der Sprache anderer Völker auch nicht wenige sein: dennoch hat jedes Volk seine Ideenkreise für sich, und begreift die Welt der Erscheinungen und das Reich der Aussersinnlichkeit in eigener schöpferischer Weise. Dazu kommt, dass die Geschichte, in grösseren oder kleineren Verhältnissen, jedes Volk gleichfalls seine eigenen Wege führt: die gesellige und politische Stellung der Einzelnen empfängt so ein besonderes Gepräge, und innere Anschauung und äusseres Erlebniss verweben sich, die Individualität des einzelnen Menschen oder des besonderen Volkes zu schaffen. Sie richtig zu beurtheilen wird also nur der im Stande sein, der sich in das Geistesleben und in die Geschichte eines Volkes eingelebt hat: und dazu ist nur derjenige berufen, welcher die Sprache desselben nicht bloss versteht, sondern auch in ihren tieferen Bezügen und in ihrem sinnigen Wirken erfühlt.

Urtheile Europäischer Kunstrichter über den Stil oder die Poesie z. B. der Araber müssen also schief und unstatthaft sein, wenn sie die Sprache nicht kennen und nur aus Uebersetzungen, wie die des H. von Hammer, sich ein ungefähres, aber höchst mangelhaftes Bild derselben entwerfen können. Nicht oft genug kann man es hervorheben, dass die Sprache mit ihrem wunderbaren Formen- und Wortreichthum, mit den Feinheiten ihres grammatischen Baues, der Mannichfaltigkeit des Versmaasses und

der Kunst des Reimes ein hauptsächliches Moment der Beurtheilung abgibt, und dass es lächerlich ist, wenn man z. B. von Schwulst der Rede spricht, ohne einen Einblick in die Sprache selbst thun, und ohne sich belehren zu können, dass derselbe am Ende ebenso sehr an seiner Stelle ist, wie Nüchternheit bei Andern. Aber selbst für denjenigen, welcher den Grundtext versteht, liegt die Gefahr nahe, die Leistungen anderer Völker, wie der Araber, falsch zu beurtheilen, indem er nur gar zu leicht an den Begriffen und Vorurtheilen klebt, welche die Bildung durch Griechen und Römer ihm angeschaffen hat, und welche seinen Geschmack von vornherein nur für gewisse schöngeistige Auffassungen und Richtungen empfänglich sein lassen.

Wenn ich daher im Folgenden kurz einige Grundsätze besprechen werde, welche die Arabischen Kritiker in der Beurtheilung der Gedichte ihres Volkes befolgten, so wird dies, hoffe ich, denen willkommen sein, welchen überhaupt an tieferem Verständniss der Sache gelegen ist; und auch diejenigen, welche dem Gegenstande ferner stehen, werden vielleicht erkennen, dass, recht verstanden, bei aller Fremdartigkeit der Sprachbildung und der Sachbilder, dennoch in allen Zungen immerdar nur Eine Poesie erklungen sei.

Bei der oben besprochenen allgemeinen Ausübung der Poesie, bei der weitverbreiteten Kenntniss derselben und dem hohen Werthe, den man auf sie legte, musste auch die Behandlung derselben, vom ästhetisch-kritischen Standpunkte aus, sich derselben bemeistern; und dass die Poesie als Kunstobject sehr bald in Regeln gebracht wurde, die freilich auf die Vernüchterung derselben nicht ohne Einfluss blieben, liegt nahe. Die grammatisch-kritische Seite war es zunächst, die man in's Auge fasste: die Regeln der Grammatik, insofern sie für den Dichter bindend seien oder nicht, Ellipsen und Pleonasmen, soweit dieselben erlaubt oder verboten seien; dann namentlich die Wortbehandlung, ob dies oder jenes Wort auch das richtige, dieser oder jener Ausdruck auch dem Versganzen angemessen sei; dann die Metrik mit ihren sehr mannichfachen Regeln und Freiheiten, die Endreime mit ihren vielen zu beobachtenden Feinheiten — das war zunächst das Gebiet, worauf die Arabischen Gelehrten es sich weidlich sauer werden liessen, und worin sie mit der grössten Emsigkeit theils Systeme aufbauten, theils, an die vorhandenen Gedichte sich lehnend, ihre Kritik übten. Es war also zuerst und lange Zeit hindurch die Technik der Poesie, die es galt in Regeln zu bringen, mit Beispielen zu belegen, und auch hier waren es hauptsächlich die ältesten Arabischen Dichter, deren man sich bediente, um über diesen oder jenen Punkt etwas festzustellen. Nicht dass dieselben ganz und gar tadelfrei gewesen wären: es gab auch an ihnen etwas, wenngleich verhältnissmässig sehr wenig, zu rügen: allein theils waren sie am bekanntesten und in Jedermanns Händen, fast in Aller Mund; und theils war über die Trefflichkeit derselben, mit allen späteren Dichtern verglichen, kein Zweifel. Allmälig richtete sich denn auch der Blick der Gelehrten auf ästhetische Beurtheilung des Gedichtganzen, und man betrachtete nun theils die verschiedenen Gedichtgattungen, theils auch, in welcher Weise der jedesmalige Gegenstand

behandelt, der vorliegende Stoff bearbeitet sei, und ergänzte die bis dahin in der Poetik gelassene Lücke durch Vorschriften, welche diese Seite umfassen sollten. Man kann sich aber nicht verhehlen, dass dieses auf die innere Seite der Dichtung gewendete Augenmerk denn doch stets eine untergeordnete Rolle spielt, dass ästhetische Beurtheilung eines ganzen Gedichtes, wie sie bei uns üblich ist, denselben in dieser Weise fern liegt, und dass sie sich vielmehr fast immer an den einzelnen Vers halten, und dessen Wort und Sinn gehörig zergliedernd, sich Rechenschaft geben von seiner Zulässigkeit. Wie die Araber überhaupt nur Sinn für das Einzelne haben, so ist auch ihre Poesie eigentlich nie ein nach unseren Begriffen abgeschlossenes Ganze, und verweise ich, in Betreff dieses Punktes, auf das, was ich oben bei verschiedenen Gelegenheiten bemerkt habe.

Es wird nicht unzweckmässig sein, zuerst von den vorläufigen und allgemeinen Anweisungen zu reden, die in den Poetiken demjenigen, der ein Gedicht machen will, gegeben werden; ich werde sodann auf die das Besondere angehenden Regeln zu sprechen kommen.

Die Ansicht, dass die Gabe der Dichtung von der Natur dem Menschen verliehen sein müsse und dass der, dem dichterischer Sinn nicht angeboren ist, kein wahrhafter Dichter sein könne, gilt bei den Arabern der späteren Zeit nicht. Kunstfertigkeit und Gelehrsamkeit sind bei ihnen wesentliche Erfordernisse für den Dichter, und demjenigen, der die Regeln der Grammatik, die Tiefen der Wortbedeutungen, die Kunst der Metrik nicht kennt und anzuwenden versteht, ist, bei allem poetischen Sinne, der Name des Dichters nicht zuständig. So ist also dichterische Thätigkeit rein auf gelehrtem Felde zu Hause, und nach den Ansichten der Araber ist daher Jeder, der die dazu nöthigen Kenntnisse besitzt, im Stande ein Gedicht zu machen. Die Poesie ist ihnen aber ein mühevolles Ding; wie E l h o t h e i a sagt:

Die Poesie ist schwer erklimmbar, und langer Leiter bedarf es dazu;
Sie übermag nicht, wer nicht den rechten Weg inne hält.
Wer emporsteigt, ohne sie zu kennen —
Dess Fuss strauchelt mit ihm in den Abgrund.

Auffällig ist es ihnen daher, wenn Jemand mit Leichtigkeit zu dichten weiss — es handelt sich hier aber um g r ö s s e r e Gedichte, und nicht etwa um die Stegreifverse — und sie finden eher etwas auszusetzen an dem, was der dichterische Genius in augenblicklicher Erregtheit spricht, als an dem mühsam ausgearbeiteten Werke eines trockenen Kopfes. Denn die Poesie ist ihnen eine K u n s t, die mit Umsicht und Bedacht zu treiben ist.

Dass sich also gerade bei den Arabern eine Menge Unberufener herbeidrängte und in poetischen Versuchen erging, ist leicht erklärlich. Es wird dies überall der Fall sein, wenn die Sprache eines Volkes so ausgebildet ist, dass sie gleichsam handlich scheint für die Behandlung jedweden Stoffes, und wenn es nicht mehr auf Erfindung neuer Bilder oder Gedanken ankommt, sondern nur darauf, die schon vorhandenen etwas anders einzukleiden und aneinander zu reihen. Zahllos würde auch die Menge

unserer deutschen Dichter sein, wenn wir so Jeden nennen wollten, der in seinem Leben einige Verse gemacht hätte: zahllos ist die Masse der Arabischen Dichter, wenn wir von allen Enden die darunter rechnen wollen, die bei irgend welchen Anlässen ein Paar Gedichte verfertigt haben. Noch weniger auffällig ist es daher bei den Arabern, als bei anderen Völkern, dass sie Anleitungen geben, wie man sich bei Gedichtabfassungen zu benehmen habe; und wenn dieselben zum Theil recht äusserlicher Art sind, so verliere man dies nicht aus den Augen, dass die äussere Form und Correctheit da von wesentlichem Belang ist, wo mit der Sprache selbst der Kreis der Anschauungen poetisch ist.

Will denn Jemand ein Gedicht machen, das ist, eine nach gewissen Füssen abgemessene und mit Reimen versehene Rede, so gebe er, heisst es, seinen Gedanken erst die klare und verständliche Form prosaischer Rede; dann überrechne er, nachdem er sich ein seinem Zwecke entsprechendes Metrum gewählt hat, die Worte, die ihm für dasselbe passen und wähle sich von den Endreimen die aus, die ihm zusagen. Dann verarbeite er sie zu einem gefällig fliessenden, mit deutlich in die Augen springenden, von aller Unklarheit der Beziehungen freien, Verse. Ist er damit fertig, so muss er denselben sorgfältig betrachten, aber nicht befangen und selbstgefällig ansehen; er spüre an ihm herum, suche seine Schwächen zu entdecken, gerade wie ein Fremder, der es darauf anlegt. Trifft er das Richtige nicht, das heisst, entspricht die Form nicht dem Gedanken, wie er ihn hegt, oder umgekehrt; ist der Ausdruck des Verses oder sein Fall oder Wohlklang nicht schön, so lasse er ihn fallen; hat er zwei Verse mit denselben Gedanken, so wähle er den passendsten aus und verwerfe den andern. Jedes Wort muss er genau prüfen, ob es an sich edel und schön und gutklingend und für den Zusammenhang passend sei; ebenso jeden Halbvers für sich, ob er zu seinem Bruder, dem zweiten, stimme. Und so gehe er von Vers zu Vers, auch auf deren einzelne Zusammengehörigkeit und Folgerichtigkeit Acht gebend, namentlich auch darauf, dass er nicht vom Gegenstande abschweife, noch dass er sprungweise verfahre und Lücken lasse. Zur Richtschnur nehme er sich seine Vorgänger, namentlich die ältesten Dichter, und unterscheide zwischen deren Schwächen und Vorzügen. Die besten und trefflichsten Verse nehme er sich zum Muster, und hüte sich da zu irren, wo jene vom Wege abgewichen sind. Die gangbaren poetischen Freiheiten darf er sich erlauben: der Gebrauch und das Muster der grossen Vorgänger hat sie bestätigt: aber Abweichungen von dem sonst Ueblichen, Neuerungen gegen die Sprache und deren feste Regeln darf er sich nicht gestatten. Hat er denn alles wohl erwogen, und meint er, dass sein Gedicht von den Mängeln frei sei, vor denen die Kenner zu warnen pflegen, so singe er sein Gedicht sich zur Probe vor, d. h. er recitire es in der sehr einförmigen Gesangesweise der Araber mit ein Paar hohen und niederen Tönen; denn der Gesang sei es gerade, der auf manche Schwächen des Wohlklanges und harter Wortverbindungen und auf Gebrechen rhythmischer Art aufmerksam mache. Finde er alsdann, dass seine Worte schnell, glatt und fliessend enteilen, dass sie süss schmecken und lieblich klingen, so dass sie das Herz berücken und die Seele bestricken, in den Verstand dringen und

die Vernunft bezwingen, dass sie keine Macht daraus könne zurückbringen — dann möge er mit seinem Gedichte vortreten und es stolz als das seinige aufweisen.

Fassen wir nun im Einzelnen einige Vorschriften in's Auge, welche für die Dichter als maassgebend aufgestellt sind und somit die Richtschnur abgeben, deren sich die Araber bei Beurtheilung ihrer Gedichte bedienen.

Die Regeln, die gerade in Bezug auf die äussere Seite der Poesie aufgestellt sind, weitläufig vorzuführen, kann hier meine Absicht nicht sein. Die genaue Beobachtung derselben kommt bei Beurtheilung eines Dichtwerkes allerdings zuerst in Frage, und mögen die Gedanken noch so treffend und neu sein, das Gedicht wird für schlecht gelten, wenn die Wortform, die es umkleidet, nicht schön ist. Allein theils ist eine Darstellung derselben hier nicht am Orte; theils können diejenigen Leser, welche sich dafür interessiren, in dem fünften Anhange zu Freytag's Darstellung der Arabischen Verskunst das Nothwendige nachlesen. Ich werde hier nur einige Punkte berühren, die weniger die Grammatik als das Lexikon angehen.

Worauf es vor allen Dingen bei guten Versen ankommt, das ist, dass sie deutlich, ungesucht, ohne Schwulst, dem Hörer und Leser leicht verständlich seien, und wie dem Ohre angenehm klingen, so auch leicht zum Herzen dringen. Daher müssen die Wörter, deren sich der Dichter bedient, nicht ungewöhnliche oder wildfremde, sie dürfen aber auch nicht gemeine, dem Volksmunde entnommene, garstig lautende sein: sondern es muss der Dichter Acht darauf geben, dass seine Rede lieblich sei und seine Worte sich dem Ohre einschmeicheln. Auch sind Ausdrücke, die einem bestimmten Wissenszweige, wie Arithmetik, oder einer besonderen Kunst, wie Musik, oder einer gewissen Menschenklasse, wie den Sufis, den Philosophen, angehören, zu vermeiden, weil dieselben den reinen Genuss stören, indem sie besondere Kenntnisse voraussetzen, die nicht jeder Leser besitzt. Auch die Wiederholung desselben Wortes im Verse, wenn nicht ein besonderes und glückliches Wortspiel in demselben liegt, ist eben so verwerflich, als verstrickte Worte und verdrehte Wendungen und falsche Wortstellungen, die theils gegen Grammatik und Lexikon verstossen, theils dem ganzen Verse eine Richtung geben, die von der anfänglich beabsichtigten abweicht. Auf das Metrum ist ebenfalls besondere Aufmerksamkeit zu richten, theils überhaupt in der Wahl desselben, theils in der gehörigen Befolgung der bestehenden Regeln. Hier gibt es allerdings der Freiheiten sehr viele; allein der Beschränkungen derselben sind doch auch nicht wenige, und die Kunst hat weiten Spielraum, sich durch der Metrik verschlungene Gänge zu winden und dem Wohlklange sowol in den einzelnen Verstheilen, als besonders auch in den Reimen, Rechnung zu tragen. Der Reim in den Arabischen Gedichten ist durchaus wesentlich, und die Sorgfalt, mit der auf die Reinheit und den schönen Klang, wie auf rechtes Ebenmaass desselben gesehen wird, äusserst gross. Die Wiederholung desselben Reimwortes ist in demselben Gedichte unstatthaft, und nur dann erlaubt, wenn dasselbe Wort an der zweiten Stelle eine andere Bedeutung hat, oder wenn wenigstens sieben Verse vorhergehen, so also, dass diese Wiederholung alsdann weniger auffällig erscheint. Ueberhaupt sind

Reime zu vermeiden, die nicht gut in's Ohr fallen, und die so widerlich klingen, dass Skorpionen-Gekrieche sich lieblicher anhört, als sie. So endet z. B. bei Abutemmâm ein Vers auf elchanfaqîq, und die Kritiker unterlassen nicht, dafür dem grossen Dichter ihre Grobheiten zu sagen. Darf also gegen das Metrum kein Verstoss verübt werden, so ist andererseits auch unzulässig, dass der Dichter, um die einmal gegebene Anzahl der Versfüsse zu erhalten, die Wörter entweder verkürze — sei es durch Weglassung ganzer Silben, wie z. B. menâ für menâsil oder auch menâjâ, sei es durch die einzelner Buchstaben — und dieser Fehler heisst ettatslîm, oder durch Anhängung von Buchstaben oder Silben verlängere, was ettadsbîb heisst.

Namentlich sind allerlei Flickwörter zu vermeiden, deren Sinn schwach oder ungehörig ist und die an der Stelle keinen dem Ganzen passenden Platz haben, und nicht mit Unrecht hat man es dem Elmotenebbi z. B. zum Vorwurf gemacht, dass er das demonstrative dsâ viel zu häufig anwende, um dadurch das gehörige Metrum zu bekommen. Wenn z. B. in dem Verse des Ela'schâ steht:

Ich hörte von Qais, aber kam selbst nicht zu ihm,
Man behauptet jedoch, dass er die Leute Jemens beherrscht, —

so sind die Worte „man behauptet jedoch“ Stopfwerk, weil in ihnen im Grunde ein Zweifel an der Richtigkeit des Gehörten liegt. Der Dichter hätte etwa sagen müssen: wegen seiner Entfernung.

Eben so sehr ist aber auch die Auslassung von Wörtern, elichlâl, zu tadeln, die zur Vervollständigung des Sinnes eigentlich nothwendig sind, und die, wenn sie fehlen, dem Verse eine schiefe Richtung geben. So ist z. B in folgendem Verse:

O Tadler, wer herbeieilt mit dem, was ich begehre,
Ist lieber, als wer mit Vielem zögernd kommt, —

der erste Halbvers unvollständig; es muss, dem zweiten entsprechend, vielmehr hinzugefügt werden: und sei es auch noch so wenig.

Wir sind somit schon auf das Gebiet des Sinnes und des Inhalts hinübergestreift und werden uns nun auf demselben etwas weiter umsehen. Wie die Worte süss und lieblich dem Ohre lauten, so muss der Sinn des Verses, treffend und passend klar, dem Hörer zu Herzen gehen, und das Ebenmaass der einzelnen Gedanken der Harmonie der Worte entsprechen. Auf dies harmonische Zueinanderpassen ist vor Allem Gewicht zu legen; keine glänzenden gefälligen Gedanken in mattem oder gemeinem Gewande; aber es darf auch auf prächtiges Wort und Bild kein taubes Gerede oder nichtsnutziges Gewäsch folgen; sondern ebenmässiger Fortschritt, sei es, dass der Vers in langsamerem Strome dahingleitet, sei es, dass er in rascherer Wallung daherbraust.

Die Metaphern sind allerdings ein Schmuck der Rede; sie geben dem Gedanken eine neue Färbung und schöne Einfassung; aber sie müssen natürlich und verständlich, nicht gesucht und dunkel sein. Elmotenebbi liebt die Metaphern und ist öfters in ihrem Gebrauche glücklich, zumal darin, dass er auf geschickte Weise Ausdrücke der Erotik auf des Kampfes Last und Lust verwendet: aber sie sind bei ihm nur zu häu-

fig überschwänglich, unnatürlich und unschön, und seine Erklärer nehmen häufig Anstoss daran. Um ein Beispiel zu geben, nehme ich aus Abutemmâm, einem Dichter, der übrigens den Bedeutendsten beizuzählen ist, den Vers:

Tränke mich nicht mit dem Wasser des Tadels:
Denn ich bin verliebt und finde das Wasser des Weinens süss, —

er leidet an dem eben berührten Fehler, dass die Metapher schlecht ist. Wohl sagt man das Wasser der Thräne, des Weinens, aber das Wasser des Tadels ist, wenn auch neu, doch nicht schön und zulässig.

Ueberhaupt ist bei den Metaphern eben so wol wie bei den Vergleichungen auf das zu achten, was bei den Vorgängern üblich und als solches anerkannt ist. Die ältesten Dichter namentlich, dann aber auch die hauptsächlichsten Dichter der zweiten Periode sind in diesen, wie in den übrigen Punkten, als Vorbilder zu betrachten, von denen abzuweichen selten räthlich ist. Zwar Neuheit der Bilder und Gedanken ziert den Dichter: aber er darf der Natürlichkeit des Bildes oder des Gedankens keinen Zwang anlegen und dem Genius seiner Sprache nicht Abbruch thun wollen. Wenn z. B. ein Dichter, Elmarrâr, das Maal auf der Wange mit dem Mond in dunkler Wolke vergleicht, so verstösst er gegen das bei allen älteren Dichtern Uebliche und in der Natur der Sache liegende, indem bei denselben jenes Maal stets als schwarz, die Wange aber als weiss oder doch hell von Farbe geschildert wird. Durchweg muss in den Vergleichungen das zu Vergleichende zu dem, womit es verglichen wird, passen, und ein schiefer Gedanke, wie schwerfälliger Sinn sind vorsichtig zu vermeiden. Was zusammen gehört oder sich auf einander genau bezieht, muss beisammen bleiben, und der Sinn darf nicht durch Einschiebung von Gedanken, die abwegig sind, unterbrochen oder zersprengt werden. Jede Affectation, das Suchen nach tiefsinnigen Aussprüchen, das Haschen nach überraschenden Gedanken, das Abschweifen zum Tändeln und Uebertreiben muss unterbleiben und ein klarer natürlicher Sinn dem Leser und Hörer keinen Zweifel lassen, wer oder was gemeint sei.

Dass der Dichter sich unzeitiger Anspielungen enthalten müsse, versteht sich somit von selbst: sie unterbrechen ja eben den klaren verständlichen Fortgang des Sinnes und schwächen daher die Wirkung des Verses und die Schönheit des Gedankens. Er muss sich aber auch vor dem Schein in Acht nehmen, irgend auf etwas Uebles, z. B. Körpergebrechen, bei Jemand anzuspielen. Diese Unachtsamkeit wäre dem Ennâbigha einmal fast verderblich geworden. Er trat bei seinem fürstlichen Gönner Enno'mân ein und sagte zu ihm:

Leicht ist die Erde, wenn sie Dich verliert,
Und schwer bleibt sie, so lange Du schwer auf ihr bleibst.

Da sah ihn der Fürst zornig an, indem er die Worte auf seine körperliche Schwerfälligkeit bezog. Der berühmte Dichter Ka'b ben soheir war aber gerade zugegen, und da er das Unwetter des Zorns heraufziehen sah, sagte er: Gott erhalte den Fürsten! Es ist hiebei Etwas, das er fortgelassen hat, nämlich:

Denn Du bist ihr an Stelle der Wage:
So hinderst Du also ihre Seiten sich zu neigen.
Da lachte Enno'mân und entliess Beide mit Geschenken.

Aber es gibt der Anlässe und Fälle, wo Anspielungen an rechter Stelle sind und dem Verse Frische und Lebendigkeit verleihen, sehr mannichfache; sie sind, in schöner Form ausgedrückt, immer da willkommen, wo sie, dem ganzen Zusammenhange nach, von dem Hörer oder Leser sofort verstanden und ohne langes Grübeln richtig bezogen werden können. Mögen die Anspielungen oft nichts sein als Spiel mit Worten: die Arabische Sprache, in der wunderbaren Geschmeidigkeit ihrer Worte, liebt dergleichen Spiel, ja ladet fast dazu ein, und wenn nur ein verständiges Maass eingehalten wird und das Spiel nicht in Spielerei ausartet und ausserdem der Sinn nicht darunter leidet, sondern nur unter neuem Gesichtspunkt, aber doch wahr, sich uns darstellt, so gereichen die Anspielungen, wie die Wortspiele den Versen nur zum Schmucke. Unzählige Male spielt Elmotenebbi mit dem Beinamen des Fürsten Seifeddaula, Reichsschwert, und lässt dies Schwert in seiner Meisterhand auf die mannichfachste Weise uns entgegenfunkeln, und Ettseâlibi sowol, wie die Erklärer des Dichters rechnen ihm diese Geschicklichkeit nicht wenig zum Ruhme an.

Ein nicht geringes Verdienst ist ferner dies, die Gedanken in parallelen Satzgliedern und wo möglich in entsprechenden Halbversen oder überhaupt in aufeinander folgenden Versen auszudrücken; dann aber muss auch das Ebenmaass ungestört gewahrt und nicht durch Hineinmischung eines ungehörigen Bildes getrübt werden. Verse z. B. wie diese beiden:

O Du, der Du bestürzt bist im Dunkel der Finsterniss,
Und der Du Dich fürchtest, einem Feinde, der Dir etwas anhabe, zu begegnen —

Steig empor zu ihm: da begegnest Du, vom Lichte seines Angesichts ausgehend,
Einem Glanz und, von seinen Händen strömend, einem Meer von Gnadenthau —

sind, trotz sonstiger Schönheit, nicht tadellos: denn dem Dunkel und dem Feinde des ersten Verses entspricht im zweiten der Glanz und der Gnadenthau; Feind und Gnadenthau passen nicht zu einander, und zu letzterem würde eher Armer oder Bettler stimmen: dem Feinde aber entspricht hier nur Hülfe, Beistand, und so wären die Verse schön, wenn es hiesse: von seinen Händen kommend kräftigen Beistand.

Der eben berührte Parallelismus des Sinnes verliert allerdings, wenn in einem Verse eine Menge von Dingen aufgezählt werden, und Verse, wie jener berühmte des Elmotenebbi, der aus 14 Imperativen besteht, sind freilich künstlich, aber nicht schön: indessen, wenn bei dieser Aufzählung dennoch eine gewisse Gruppirung sich herausstellt wie in dem oft citirten Verse desselben Dichters:

So kennet mich denn das Ross, die Nacht, die Wüste,
Das Schlagen und der Kampf, das Papier und der Griffel —

so gewinnt der Vers bei dem Gedankenreichthum und der schönen Gliederung dennoch

ungemein. Wir können hieher ebenfalls als einen Vorzug dies ziehen, wenn mehrere Vergleichungen ohne umschreibende Ausführung in kurzen Redegliedern auf einander folgen: die völlige Ausführung des Vergleiches ermüdet, die Phantasie behält gern Spielraum für eigene Thätigkeit, und eine treffende kurze Andeutung gibt auch dadurch mehr Leben, dass sie neuen Vergleichen Platz einräumt.

Auch vor einer Art Hysteron proteron muss sich der Dichter hüten: sie ist häufig, besonders auch bei den älteren Dichtern, und besteht darin, dass man ein eben Gesagtes, das der Zeit nach voran geht, durch einen sogleich folgenden Gedanken, der in spätere Zeit fallen sollte, in Wirklichkeit aber vorhergeht, aufhebt oder umkehrt. So heisst es z. B.:

Ja, wenn der Tod bei ihr einkehrt,
Dann hört es vorher mit meinem Leben auf und man begräbt mich.

Man erwartet natürlicher Weise: dann werde ich gleichfalls sterben. Aber der Gedanke ist: erst sterbe ich, nachher sie — was aber durch die Form des Bedingungssatzes ganz verkehrt ausgedrückt ist. Dieser Fehler des Widerspruches heisst ettenâqodh.

Haben wir vorhin Deutlichkeit der einzelnen Ausdrücke und gehöriges Ebenmaass der Theile des einzelnen Verses als Erforderniss, worauf es bei der Beurtheilung besonders ankommt, gefunden, so müssen wir jetzt einen Schritt weiter gehen und sagen, dass auch in dem Verhältnisse der einzelnen Verse zu einander dieselbe Deutlichkeit und Zusammengehörigkeit obwalten müsse. Scheint dem zu widersprechen, was wir oben berührten, dass nämlich die Arabischen Gedichte — und darunter verstehe ich hier natürlich grössere — nicht ein organisches Ganze, sondern eine Zusammensetzung verschiedener Theile seien, deren einige fehlen oder mehr sein könnten, ohne gerade der Wirkung des Gedichtes Abbruch zu thun: so ist zuerst festzuhalten, dass in den einzelnen Abschnitten, in welche sonach das Gedicht getheilt werden kann, die Verse zu einander in bündigem, verständlichem Zusammenhange stehen müssen. Freilich liegt auch hier oftmals die Zusammengehörigkeit des Einzelnen nicht so klar zu Tage, als es ein Europäischer Gelehrte mit nüchterner Phantasie, schärferer Logik und oft mangelnder Kenntniss der Sachlagen und Beziehungen wünschen möchte: allein bei eindringenderem Studium wird man doch zu der Einsicht gelangen, dass in der Regel ein Vers zu dem andern desselben Abschnitts folgerichtig gehört, es müsste denn sein, dass spätere Bearbeitung Verse verschoben oder ausgelassen oder eingemischt hätte, oder dass man gerade auf eine Stelle gerathen wäre, wo der Dichter das Versehen begangen hätte, sprungweise den Gegenstand zu behandeln. Man wird dies übrigens bei den älteren Dichtern häufiger finden, als bei den späteren: vielleicht ist es auch nicht einmal ganz die Schuld jener Alten, sondern zum Theil wenigstens die der Ueberlieferer und Gedichtsammler, die ihnen auch in anderen Stücken manche Unbilden angethan haben.

Alsdann ist aber auch das zu bedenken, was ich oben gleichfalls besprochen habe, dass die einzelnen Abschnitte, in welche ein Gedicht zerfällt, dennoch nicht lose und beziehungslos neben einander stehen können, dass nicht jeder derselben gleichviel

welchen Stoff behandeln dürfe, und dass es keineswegs genüge, dass ein jeder Theil an sich schöne Form und gerechten Sinn habe. Ein Zusammenhang muss vielmehr vorhanden sein, wenngleich ich nicht verkenne, dass es oft schwer hält, denselben zu ermitteln; es scheint häufig, als ob eine andere Anordnung dieser Theile naturgemässer sein würde oder als ob ein Mittelglied in der Gedankenkette fehle. Allein man darf auf diesem Gebiete nur mit grosser Vorsicht wandern; erst wenn man sich mit der Dichtweise der verschiedenen Perioden bekannt gemacht, Einsicht in die Behandlungsweise der verschiedenen Stoffe gewonnen und die oft nur leisen Andeutungen zu verstehen gelernt hat, kann man sich darin ein bescheidenes Urtheil erlauben. So viel steht für den Kenner fest, dass jedes wirkliche grössere Gedicht trotz der Mannichfaltigkeit der Gegenstände, die in ihnen zu behandeln mit der Zeit üblich geworden ist, dennoch eine — wenngleich verdeckte — Einheit aufweist, und dass der Dichter, wie entfernt von seinem Zwecke er auch sei, wenn er das Gedicht beginnt, wie vielfach seine Abschweifungen auch den Leser auf ganz andere Gebiete versetzen, als die er zu betreten glaubte, dennoch von Zeit zu Zeit und namentlich gegen das Ende hin auf den eigentlichen Gegenstand zurückkommt, oft mit einer Kunstfertigkeit von seinen Ausflügen in die Ferne einbiegend, die wahrhaft in Erstaunen setzt.

Die Schönheit des Uebergangs von einem Gegenstande zum andern, von der Nebensache zur Hauptsache, von dem Wesentlichen zu dem minder Wichtigen und Beiläufigen, ist einer der Punkte, die dem Dichter besonders hoch angerechnet werden; wie andererseits ein gezierter, unnatürlicher, sprungweiser Uebergang den Werth des Dichters bedeutend herabsetzt. „Wer von uns ist der grössere Dichter?“ fragte einst Einer seinen Dichter-Collegen, dem diese gang und gäbe Frage hier gewiss nicht zum ersten Male vorgelegt wurde. „Ich, — versetzte derselbe — denn ich spreche den Vers und seinen Bruder, Du aber sprichst den Vers und den Sohn seines Bruders.“ Diese Kunst des Uebergangs ist besonders von den Späteren geübt worden, und Elbohtori, weit mehr noch Elmotenebbi, zeichnen sich darin aus.

Aber noch wesentlicher, als ein schöner Uebergang, ist ein schöner Eingang: denn er springt sofort in's Auge, klingt sofort in's Ohr, und wenn in ihm ein Misston laut wird oder ein das Zartgefühl des Hörers beleidigender, seinen Argwohn weckender, sein Gemüth verstimmender Gedanke sich vordrängt, so verwischt die dadurch entstandene und sodann vorherrschende Missstimmung die späteren Schönheiten des Gedichtes. Wenn ein früherer Roman von ich weiss nicht wem mit den Worten beginnt: Kreuz, Hagel und Donnerwetter ...., so hat dies etwas Barockes und Lächerliches; aber wenn ein Gedicht, das an einen Einzelnen gerichtet ist, um ihm gleichviel wofür zu danken oder Lob zu singen, von Krankheit, Tod, Vergänglichkeit irdischer Güter u. dgl. anfängt, so ist es ein grosser Mangel an Takt, dergleichen Gedanken in der Seele seines Gönners zu wecken und dessen Geist mit trüben Bildern und bösen Vorahndungen im Voraus einzunehmen. Sei es immerhin ein Vorurtheil, wenn man sich an Dergleichem stösst: aber alle Zeiten zeigen uns diese dem Menschenherzen tief eingewurzelte Schwäche, aus solchen das

Leben mit seinem Reiz gleichsam verneinenden Aeusserungen, wenn sie Einen plötzlich überraschend herantreten, böse Vorbedeutung zu ziehen. Wenn der Kaiser Augustus z. B. an den Nonen etwas zu unternehmen sich scheute, weil dieselben ihm gleichsam ein Non! nein! zuriefen; so kann man einem zu Schwermuth und Grübeln über die Unerforschlichkeit der Schicksalswege ohnehin geneigten Mann eben so wenig verdenken, dass er, wenn ihm der Dichter, aus dessen Munde er etwas Heiteres, Anregendes zu vernehmen erwartet, plötzlich den Spiegel des Todes und der Vergänglichkeit vorhält, entweder unmuthig und zornig davongeht oder in traurige Gedanken versinkt, die ihn auch sein baldiges Ende ahnden lassen. Um ein Beispiel eines in dieser Beziehung schlechten Einganges zu geben, will ich den ersten Vers des Gedichtes herschreiben, das Abunowâs an Elfadhl b. jahjâ den Barmekiden richtete:

O Stätte des Unglücks! Niedergeschlagenheit zeigt sich
An Dir, obgleich ich doch gegen Dich meine Liebe nicht veruntreut habe.

Schon hatte sich nämlich die Sinnesänderung des Harûn arraschîd gegen die edle Barmekidenfamilie, der jener Thron und Leben und in allen Lebenslagen treuen Beistand verdankte, sich kundgegeben und erfüllte das Herz Elfadhl's mit Kummer und schweren Zukunftssorgen. Da trat ihm nun jener Dichter, der ihm, wie seiner ganzen Familie grosse Wohlthaten verdankte, mit diesem Verse gleichsam auch auf den Nacken; und böses Vorzeichen an den unglückseligen Worten nehmend, entsetzte sich der Mann, wiederholte immerfort vor sich hin: Gott vertilgt was er will, und sah brütend vor sich nieder. Als Abunowâs nun zu den Versen kam, womit das beinahe 20 Verse lange Gedicht schliesst:

Es ist nur die Zeit, welche mit ihrem Wechsel kommt
Ueber alle, die sich von ihr tränken, und die sie angreift.
Ein Lebewohl sei der Welt gesagt, wenn ihr vermisst
Die Söhne Barmeks unter den Abend- und Morgengängern!

da hielt Elfadhl seine böse Vorahnung für richtig, sprang auf und ging in seinen Harem und Keiner blieb im Zimmer, der an dieser schlechten Wahl der Ausdrücke und des Eingangs nicht etwas auszusetzen gehabt hätte. Bald nachher erfolgte in der That der Schlag, mit dem Harûn dies erlauchte Haus bis auf den Grund vernichtete.

Aber nicht bloss im Eingange des Gedichtes, sondern auch in dem Verlaufe desselben muss der Dichter, wenn er an Jemanden seine Worte richtet, sich in Acht nehmen, dass er diesem nicht durch einen unvorsichtigen Ausdruck zu nahe trete und seiner Würde Abbruch thue, oder Worte brauche, die sich jenem gegenüber nicht geziemen. Wenn z. B. Abunowâs zu demselben Elfadhl in einem früheren Gedichte spricht:

Ich klage dem Elfadhl b. jahjâ b. Chalid
Ihre Liebe: vielleicht vereinigt Elfadhl uns beide —

so antwortete ihm derselbe, nicht ohne Grund gereizt und unwillig: Na, Du findest schon einen Andern, der Euch beide vereinigt. Oder wenn Elmotenebbi in seinem Trauerliede auf die Mutter des Seifeddaula sagt:

Der Vorhang der Erhabenheit ist über Dich niedergelassen,
Indess das Reich Ali's, Deines Sohnes, in Vollkommenheit besteht,

so ist das Wort für „niedergelassen“ anstössig, weil es an ein Wort erinnert, das sich bei Damen zu gebrauchen nicht schickt.

Hierher gehört auch, dass, wenn der Dichter an Fürsten sein Gedicht richtet, er ihnen nicht etwas zuschreiben darf, was sich nur für Unterthanen passt: also z. B. Demuth, und dass er nicht mitten in seinem Lobe stehen bleiben darf, sondern dasselbe bis auf die äusserste Grenze verfolgen muss. Lobt er also eines solchen Mannes Edelmuth, Tapferkeit, Wissen, hohen Ursprung, u. s. w., so darf er nicht es bei der Mittelmässigkeit bewenden lassen, sondern denselben als unvergleichlich und einzig schildern. Daher z. B. dieser häufige Vergleich mit den Plejaden oder dem Orion, um den hohen Standort anzuzeigen, den Jemand einnimmt: eine Ueberschwenglichkeit allerdings, die uns aber weniger wundern wird, wenn man auf das oben von mir — über die Stellung der Fürsten den Andern gegenüber — Gesagte Rücksicht nimmt. Und dasselbe können wir auch von dem Selbstlobe, das die Dichter sich oft und gern in reichlichem Maasse spenden, aussagen. Der Stolz und die Anmassung, die aus solchen Versen zu uns reden, überraschen uns bisweilen: wir sind nicht an dies offene Bekenntniss eigenen Werthes gewöhnt, wie sehr auch Mancher sich im Stillen damit verwöhnt und bekrönt: allein es ist andererseits doch auch ein wohlthuendes Gefühl, einen ganzen Mann vor sich zu haben, der seiner vollen Männlichkeit sich bewusst ist und sich in seiner streng abgegrenzten und scharfkantigen Persönlichkeit den Andern gegenüberstellt. Mag immerhin einige Ruhmredigkeit dabei einfliessen und des Dichters Mund voller aufblasen: wenn das als Schwäche gelten soll — dann geht wol Wenigen diese Schwäche ganz ab: es sieht ja aus silbernem Spiegel so Mancher sein eignes goldenes Bild.

Da ich einmal bei dem Kapitel des Lobes bin, will ich noch ein Paar Bemerkungen hinzufügen. Neuheit der Bilder, sofern sie nur wahr sind, Neuheit der Beschreibungen, sofern sie richtig, der Vergleiche, sofern sie möglich und gefällig sind — das sahen wir oben als eine dem Dichter zum Verdienst zu rechnende Seite. Wir können hier ergänzen, dass Neuheit des Lobes eine an ihm nicht minder empfehlenswerthe Eigenschaft sei. Fast alle Dichter, wie schon erwähnt, haben Lobgedichte an einzelne Grossen oder Fürsten gerichtet, und man sollte denken, dass im Laufe der Zeit alle Wendungen des Lobes erschöpft worden wären. Dies ist allerdings einigermaassen der Fall, und es gehörte besondere dichterische Begabung dazu, um auf diesen von Hunderten ausgetretenen Pfaden selbsständigen Fusses zu wandeln, ohne in die gebliebenen Fusstapfen zu treten. Elmotenebbi ist vielleicht in keinem Stücke grösser, als gerade hierin, dass er immer auf neue geistreiche Weise Lobeserhebungen Denen zu spenden weiss, die er schon oftmals gelobt hat. Mannichfach sind die Mittel, deren die Dichter sich bedienen, um solche neue Wendungen zu erzielen; es würde zu weit führen, ausführlicher dieselben zu besprechen: denn sie richten sich natürlicher Weise nach den jedesmaligen Verhältnissen, in denen sie in Anwendung kommen sollen. Um nur eins anzuführen, so beginnt

ein Lied mit bitterm Tadel: Du bist unersättlich und ruhelos; Du gönnst Deinem Heere keine Ruhe, Du reibst es auf; vor Dir ist Niemand sicher; Du steigst auf Berge, in Thäler, verheerst die Länder, vernichtest Alles, was Du anfässt. Und dennoch, ein geschickter Uebergang zeigt, dass alles dies, was ihm zum Tadel aufgehäuft schien, ebensoviel lobenswerthe Thaten seien: dass er so gegen den Feind verfahre, gegen die Seinigen aber milde u. s. w. sei.

Kommen wir nun auf die Person des Dichters zu sprechen und auf das Verhalten, welches er rücksichtlich seiner selbst im Gedichte zu zeigen hat, so ist ein Haupterforderniss, dass er von sich selbst stets in würdiger Weise rede und auf keine Weise seinen Werth in den Augen der Leser oder Hörer herabsetze. Leichtfertiges Wesen, Ausgelassenheit, die lächerlich macht, Cynismus beleidigen den sittlichen Ernst und den auf persönliche Würde streng haltenden Sinn der Araber, ebenso aber auch ein wohlgefälliges Verweilen bei Schilderung obscöner Gegenstände, ein kokettirendes Ausmalen der Erfolge auf erotischem Felde; zumal aber ein Prunken mit unfrommer Gesinnung, ein Verhöhnen der göttlichen Wahrheiten und religiösen Satzungen, ein sich Hinwegsetzen über Vorschriften, die die Besten ihres Volkes für bindend und unantastbar gehalten haben. Mögen die Gaben des Dichters noch so gross sein, mag er den Zauber seiner Worte zu Zeiten auf die empfänglichen Gemüther seiner Zuhörer wirken lassen und sie durch deren Lieblichkeit und wunderbare Macht entzücken, — dieser Rausch verfliegt alsbald, und das sittliche Kriterium macht der Erwägung Raum, ob der Dichter denn auch die Weihe der Frömmigkeit, des Wohlanstandes und der Manneswürde empfangen habe, und ob er zu Denen zu rechnen sei, deren sich das nationale Hochgefühl als Zierden seines Volkes rühmen dürfe. Als bedeutender, geistreicher und origineller Dichter war Abunowâs von Anfang seines Auftretens an von Jedermann anerkannt, und wie er selbst seiner dichterischen Begabung und Ueberlegenheit über die Zeitgenossen sich bewusst war, stritt ihm keiner der auf Nebenbuhler immer eifrigen Dichter den Rang ab. Aber nur dem Genusse des Daseins lebend und in der Lust des Augenblicks das höchste Gut findend, achtete er der Schranken nicht, die Sitte, Sittlichkeit und Religiosität zu achten gebot, verspottete er die Heiligkeit des Glaubens, prasste und fröhnte er der Liebe in gemeinster Weise, und gefiel sich, in übersprudelnder Laune seine Zechgelage und Liebesmahle in geistreicher, aber nacktester Form anzupreisen. So verscherzte er denn die Achtung seiner Zeitgenossen allmälig vollständig; es hatten sich fast Alle von ihm zurückgezogen und der Leiche des Dichters, der noch auf seinem Sterbelager nicht das Glaubensbekenntniss an den einigen Gott abzulegen geneigt gewesen war, folgte kaum Einer zum Grabe. Vergessen war er nicht von der Mitwelt; denn Dichter war er in voller Bedeutung des Ausdrucks gewesen, und —

das Wort des Dichters lebt für alle Zeiten.

Allein er war verachtet wegen gänzlichen Mangels der Sittlichkeit, und so wäre er wie ein namenloser Mensch bestattet und das Leichengebet hätte Keiner auf seinem Grabe gesprochen, wenn nicht der Philosoph Kerchî an demselben Tage mit grossem Gefolge

begraben und von dessen Leuten des Abunowâs einsames Leichenbegängniss bemerkt worden wäre. Das rührte sie denn doch, dass es mit ihm, der die Zierde seines Jahrhunderts hätte sein können und sollen, so weit gekommen: Nun, rief Einer der Menge, Moslim ist er denn doch gewesen! und so schloss sich der Haufe, der dem frommen Manne das Geleit gegeben, auch seiner Bahre an und betete für ihn, der selber nicht beten gemocht hatte.

Das Feld der Erotik ist bei den Arabern mit vieler Vorliebe angebaut, und fast möchte ich sagen, breitet sich darauf die Liebe zu schönen Knaben weit üppiger aus als die zu schönen Frauen. Hier begegnen wir denn auch Schilderungen, die uns, mit unsern Begriffen von Schicklichkeit, überraschend anwidern. Mehr allerdings steht darin den Arabern zu, deren Ansichten über diesen Punkt viel freier sind und denen über alles, was natürlich ist, mit nackter Offenheit zu reden nicht anstössig ist. Dennoch darf man nicht denken, das alle Vorgänge im geschlechtlichen Leben zu besprechen, allen Ausschweifungen der Phantasie sich rückhaltslos hinzugeben, bei ihnen für erlaubt oder anständig gehalten sei; und wiewol die Anzahl der Werke, die zum eigentlichen Zwecke haben, eine Sammlung der schamlosesten Dichterstellen über diesen Gegenstand zu liefern, keineswegs gering ist, so trifft doch auch von Seiten der Araber solche Sammlungen der Fluch sittlicher Entrüstung. Auch bei ihnen gibt es eine Grenze des Anstandes, die nicht überschritten werden darf, und wiewol dieselbe viel weiter gesteckt ist, als bei uns Deutschen wenigstens, so ist denn doch auch dies Gebiet nicht ohne Schranken. Freilich auch unserer Litteratur fehlen solche Eiterbeulen nicht durchaus: und das Gift der Andeutungen und Anspielungen auf Dinge, vor denen man erröthen sollte, dringt immer tiefer ein: aber, bei unsern Bessern, wie bei den Arabern gleichfalls, überwiegt doch immer noch das Sittlichkeits- und Schicklichkeits-Gefühl und brandmarkt die Handthierer jenes Aussatzes. Imruolqais, der genialste Dichter der ältesten Periode der Arabischen Poesie, dessen wanderndes Leben eine Reihe kriegerischer und verliebter Abenteuer war, schildert mit unverkennbarem Behagen seine Erfolge bei schönen Frauen: aber auch ihn, den Unvergleichlichen, trifft der Vorwurf zu grosser Frivolität, wenn er z. B. sein Gekose mit einer Schönen beschreibt, die ihr säugendes Kind an der Brust hat. — Auseinanderzusetzen bis wie weit die Grenze gehe, die der Arabische Liebesdichter nicht überschreiten dürfe, würde hier zu weit führen: es ist dies ein zu reichhaltiges Kapitel und greift in so manche Lebensgebiete und Anschauungskreise hinein, dass ich das Weitere auf andere Zeit versparen muss: es genügt hier, darauf hingewiesen zu haben, das es überhaupt eine Grenze darin gebe.

Der Dichter also darf von sich selbst seinen Hörern kein ungünstiges Bild entwerfen; er muss sich im vortheilhaftesten Lichte zeigen, und dahin gehört nicht nur der schon besprochene Punkt des eigenen Lobes, sondern auch dies, dass er sich in allen seinen Worten als gebildeter und in der Litteratur seines Volkes wolbewanderter Mann zeige, und dies muss er namentlich auch dadurch bekunden, dass er auf bekannte schöne Stellen seiner Vorgänger anspiele und Bezug nehme, und

sehen lasse, dass er auch darin hinter seines Gleichen und seinen Lesern nicht zurückstehe. Selbstständig und neu in Gedanken und Ausdrücken zu sein, ist allerdings ein Vorzug des Dichters: allein beides ist nur relativ, und eigentlich erst dann von Werth in den Augen der Araber, wenn das Bewusstsein davon lebendig ist, d. h. wenn der Dichter seine Vorgänger kennt und mit Rücksicht auf bestimmte Stellen oder Ausdrücke derselben seine Worte oder Gedanken neu einkleidet. Die Belesenheit in den Dichtern der früheren Zeit und tiefe Kenntniss der Grammatik und des Sprachschatzes ist wesentliches Erforderniss für denjenigen, der selbst dichten will; Naturdichter in unsrem Sinne gibt es später bei ihnen nicht; und, wie gesagt, aus der Fülle des Gemüthes heraus, ohne Vorbildung, ohne genaue Kenntniss der üblichen Dichtungsweisen, dichtet bei ihnen kaum ein Einziger mehr. Aber diese Beziehung auf die Vorgänger hat ihre abgemessene Grenze, die Keiner übertreten darf ohne in den Tadel des Stehlens von Worten oder Gedanken (was saraq heisst) zu gerathen; und die Arabischen Kritiker halten eifrig Wacht, dergleichen Diebstählen nachzuspüren und sie nachzuweisen. Oft scheint es uns, als seien sie denn doch ungerecht und als gehe ihre Spitzfindigkeit, einen Vers oder einen Ausdruck aus einem früheren Dichter zu belegen, zu weit. Wir fragen, ob es denn so unmöglich sei, dass zu verschiedenen Zeiten zwei Männer auf denselben Gedanken, auf dieselben Worte verfallen sollten, und es kommt uns vor, als seien weder die Worte so ungewöhnlich, noch die Gedanken so ausserordentlich, dass nicht beide unabhängig von einander auf dieselben sollten gerathen sein. Auch haben wir oft Mühe, die Beziehungen, die zwischen zwei Stellen obwalten sollen, zu entdecken, und es gehört lange Vertrautheit mit Dichtern dazu, um zu erkennen, inwiefern die angezogene Stelle dahin passe, und dass denn doch die Behauptung der Kritiker nicht ganz ungegründet sei. In der That werden wir nur selten Grund haben, von der als gestohlen bezeichneten Stelle ein anderes Urtheil zu fällen, und müssen auch hier wieder staunend anerkennen, mit welcher Sorgfalt die Arabischen Gelehrten ihre Werke studirten und mit welcher Feinheit, Umsicht und Belesenheit sie auf das Einzelne Acht gaben. Unendlich oft stossen wir auf solche Diebstähle, und oft werden lange Reihen aufgeführt, ordentlich chronologisch, dass der Dichter seinen Vers dem verdanke, dieser aber ihn dem entwendet, dieser wieder von jenem entlehnt habe u. s. w., bis, wie bei Aufzählung der Gewährsmänner in geschichtlichen Darstellungen, man bei demjenigen angelangt ist, der wirklicher Urheber davon ist. Dieser Diebstahl umfasst mehrere Klassen: theils sind bloss Ausdrücke entlehnt, theils auch der Gedanke sich angeeignet, theils ein blosses Anlehnen an eins oder das Andre, theils aber — und das ist der eigentliche Diebstahl — Wort und Gedanke entweder ganz und gar aufgenommen oder doch mit unwesentlicher Aenderung beibehalten. Setzen wir für Diebstahl den Ausdruck Reminiscenz, so haben wir in unseren Litteraturen eine ähnliche Erscheinung: liefern ja doch unsre älteren Dichter Ausdruck und Gedanken, die an den Neueren in schwächeren oder stärkern Reminiscenzen ausgebeutet werden. Erklärlich ist bei den Arabern dieser Diebstahl um so mehr, als ihr Gedächtniss in der Regel eine für unsere Zeit

erstaunliche Kraft hatte, und in demselben, bei dem eifrigen Studium der Vorgänger, so manches haften blieb, dass sie oft unwillkürlich in ihren selbstgeschaffenen Versen an Dichterstellen erinnerten, deren eigentliche Quelle ihrem Gedächtnisse entschwunden war. Wie oft lesen wir z. B. in der grossen Gedichtsammlung, dem Kitâb elaghâni, dass, wo einige Dichter beisammen sind, und ihre Verse einander vorsagen, Einer dazwischen ruft: das hast Du gestohlen. Dass ich nicht wüsste! — Doch! Du hast es da und daher, und nun führt er die Stelle an. — Das ist wahr, ich dachte nicht daran: aber Du hast auch gestohlen. Wie so? etc. Weitläufig verbreiten sich die Arabischen Aesthetiker über diesen Punkt des Entlehnens, und schärfen besonders ein, dass der Dichter keine Stelle eines Andern aufnehmen solle, ohne vorher darüber nachzudenken, ob dieselbe auch in das ganze Gewebe seiner eigenen Dichtung passe; dann aber müsse er dieselbe nach seiner eigenthümlichen Weise dennoch umgestalten und vor allem auf den Ausdruck Sorge verwenden. Treffe es sich, dass er gerade selbst auf einen Gedanken verfalle, den schon ein Anderer ausgesprochen habe, so müsse er seinen Ausdruck ändern und ihn in ein reichhaltigeres und glänzenderes Gewand kleiden als sein Vorgänger.

Für uns hält es immer schwer, diesen Entlehnungen und Diebstählen bis zu ihrer rechten Quelle nachzuspüren; aber wir müssen es den Arabischen Gelehrten danken, dass sie es sich nicht haben verdriessen lassen, auch dies Geschäft zu übernehmen, das uns manchen Einblick, wie in die Sprache und das litterarische Treiben, so in die Studien des jedesmaligen Dichters, thun lässt.

Schlusswort.

Meine Arbeiten über die Hauptdichter des Arabischen Alterthums und über Abu-nowâs, den Hofdichter Harûn arraschîd's, habe ich für einige Zeit unterbrochen, um bei Anlass des Festes unserer Hochschule ein Werkchen zu liefern, das über den Kreis der Fachgenossen hinaus auf allgemeinere Theilnahme rechnen möge. Darum habe ich die poetische Seite der Arabischen Litteratur zum Gegenstande genommen, weil es mir scheint, dass die Empfänglichkeit dafür wenigstens uns Deutschen nicht fehlt, und dass auch ein gesteigertes Interesse gerade für sie sich bekunden würde, wenn dieselbe in weiteren Kreisen bekannt wäre. Zwar fehlt es nicht an Büchern, dem grösseren Publicum die Arabische Poesie zugänglich zu machen: allein theils mangelt den Verfassern derselben eigene Kenntniss der Litteratur, über die sie urtheilen wollen; theils sind es zu umfangreiche Werke, als dass sie in die Hände Vieler gelangen sollten. Daher kommt es denn, dass die Allerwenigsten überhaupt etwas von der Arabischen Poesie wissen, und dass das Urtheil der Wenigen, die sich etwas mit derselben bekannt gemacht haben, schief und unrichtig ist.

Darum war mein Bestreben zunächst darauf gerichtet, dem Leser begreiflich zu machen, welch hohen Werth die Arabische Poesie in den Augen der Araber selbst habe, und wie durch alle Wissenszweige und Lebensbereiche derselben ein poetischer Hauch wehe; alsdann aber auch, ihn einen Einblick thun zu laseen in die reiche Entwicklung der Poesie und in das litterarisch-gesellige Leben bei den Arabern, und die Bedeutung hervorzuheben, die das Studium dieser Poesie für uns in mehr als Einer Hinsicht habe. Dann habe ich Rechenschaft zu geben gesucht, warum dies poetische Volk weder Epik noch Dramatik habe anbauen können, und gezeigt, welche Strahlen die Sonne der Poesie bei den Arabern werfe. Endlich habe ich dieser Untersuchung Bemerkungen über die Grundsätze, nach denen die Araber den Werth ihrer Gedichte abmessen, angehängt, um wenigstens einen kleinen Maassstab der Beurtheilung denen in die Hand zu geben, die von ihrem beschränkten Standpunkte aus gern Alles noch so fremdartige abschätzen möchten.

Alles aber, was ich hier besprochen habe — und das möge man nicht übersehen — konnte bei dem Zwecke dieser Schrift mehr andeutungsweise, als ausführlich, behandelt werden. Ich wollte namentlich anregen, nicht bloss die Nahen, sondern auch die Fernen, und dazu genügt ein rascherer Ueberblick. Zwar, auch belehren möchte ich die Suchenden, und habe mich desshalb bemüht, auch des Neuen Einiges zu geben, allerdings in einer Form, die im Ganzen von der gewöhnlichen Art der „Wissenschaftlichkeit" abweicht. Allein, wem meine Sprache zu prunkvoll zu sein scheint, der erwäge, dass es vielleicht nicht ganz unpassend ist, wenn die Darstellung das Gepräge des Gegenstandes trägt, den sie umfasst: und wenn ich bekenne, dass ich mich für die Arabische Poesie begeistert fühle, so werfe ich damit alle Selbstentschuldigung wegen meines Stiles von mir. Man erwäge aber auch, dass der Anlass zu dieser Schrift ein so feierlicher ist, dass wenigstens ich mich der gehobenen Stimmung nicht erwehren konnte. Tragen beide Gründe schon zu schwungvollerer Rede bei, so kommt noch ein dritter hinzu, der derselben nichts weniger als Eintrag thut. Dies ist das Bestreben, diejenigen, welche mit dem Gegenstande nicht vertraut sind, durch eine ansprechende, und zugleich ein Gepräge desselben tragende Form einzuladen, überhaupt Kenntniss davon zu nehmen, nicht aber, sie von vornherein durch einen mit Citaten gespickten, und gleichsam die grösste Trockenheit in gelehrtem Gewande bezielenden Stil von aller Lesung abzuschrecken. Ob man durch solche „ächtgelehrte", oder, wie Andere es nennen, ungeniessbare Bücher seinem Wissenszweige und dessen speciellen Jüngern besonders nütze, lasse ich dahin gestellt: dass man dadurch aber der in weiteren Kreisen fruchtenden Ausbreitung desselben hinderlich sei, bin ich dreist genug zu behaupten. Die Wissenschaft soll eben über die Folianten hinaus in das Leben hineinreichen und dasselbe mit neuen Trieben in neue Bahnen führen.

Ich gestehe, dass mir die Arbeit nicht leicht geworden ist. Ich habe Alles nach handschriftlichen Quellen bearbeitet, die mir theils während eines halben Jahres zu Gotha, theils während ungefähr zwei Jahren zu Paris zu Gebote standen, und könnte, wenn es mir daran läge, meine Behauptungen mit Citaten belegen. Es wäre dies aber, meine ich, zwecklos, wollte ich nicht eine Menge bisher ungedruckten Arabischen Textes hinzufügen: und dazu reichen meine Geldmittel leider nicht aus. Das aber, hoffe ich, wird jeder mit der Sache vertraute Kenner auch ohnedies einräumen, dass ich nirgends dem Gerede von Halbwissern gefolgt bin, sondern dass ich, aus der Fülle des Stoffes heraus, selbstständig gearbeitet habe. Ueber Manches mag Mancher anders urtheilen, und es sollte mich freuen, abweichende Urtheile zu vernehmen, wenn dieselben der Sache selbst zu Gute kämen; über das Meiste aber, denke ich, werden diejenigen, an deren Stimme mir etwas liegen kann, derselben Meinung mit mir sein.

Die Handschriften, aus denen ich den beifolgenden Text genommen habe, sind für pag. ١ bis pag. ٢, Zeile 4 das kostbare Werk des Essojûthi, Elmushir; es befindet sich zu Paris in der Kaiserlichen Bibliothek. Ich kann augenblicklich weder die Nummer noch den vollständigen Titel angeben; Herr v. Hammer citirt es misher, ich glaube mit Unrecht. Dann pag. ٢, Zeile 5 bis pag. ٥ zu Ende, aus der Gothaischen Handschrift

der jetîmet eddahr des Tseâlibi: ich habe aber einige bessere Lesarten aus der Pariser Handschrift 1370, die ich mit jener verglichen, aufgenommen. pag. ٩ ist aus verschiedenen Handschriften. Es bedarf noch einiger Worte, warum ich von dem Abufirâs so viele Verse aufgenommen habe. Der Grund ist nicht, dass es mir an anderen, ebenso passenden Dichterstellen gefehlt habe. Ich besitze im Gegentheil abschriftlich alle bedeutendsten Arabischen Dichter, und grösstentheils vollständig, und auch an ganzen Anthologien, wie die Jetîme, oder an Auszügen fehlt es mir nicht. Da ich aber die Gedichte des Abufirâs schon früher in Verse übersetzt hatte, schien es mir zweckmässig, da ich ohnehin das lange Jagdgedicht und die Verse an seine Mutter geben wollte, die übrigen Paar Stücke gleichfalls von ihm zu nehmen, um die überdies knappe Zeit nicht noch durch neue Uebersetzungen zu verlieren. Es schien mir passend, bei der Eintheilung der Poesie da, wo ich Proben gab, dieselben in Versen zu geben. Dasselbe Versmaass wie im Original beizubehalten, halte ich weder überhaupt für nöthig, noch für möglich. Wem es darauf ankommt, orientalische Gedichte in verkrüppelter Form zu geben, der behalte das Versmaass des Textes bei: ich liebe die Sprachverrenkung und Sinnverdrehung nicht. Von den aufgenommenen Versen und Gedichten findet sich in Herrn von Hammer's Litteraturgeschichte der Araber Manches übersetzt. Nämlich Text: pag. ١ Zeile 5 = Hammer I. pag. 97. Zeile 9 ebendas. Zeile 16 = Ha. I. pag. 131. 132. — pag. ٢ Z. 4 = Ha. V. pag. 738. — pag. ٣ Z. 2 v. u. = Ha. V. pag. 742, Z. 9. — pag. ٥ Z. 14 = Ha. V. p. 741, Mitte. — pag. ٥ Z. 3 v. u. = Ha. V. p. 50. — Ich will hier mein Urtheil über die Uebersetzung sowol dieser als anderer Verse in jenem Werke zurückhalten und weder Gutes noch Schlechtes einer Arbeit nachsagen, die uns Bewunderung und doch auch wieder Verwunderung in höchstem Maasse abnöthigt. Die Abweichungen, die sich in meiner Uebersetzung von der des Herrn v. H. finden, werde ich weder anzeigen, noch rechtfertigen. Ich bedürfte dazu eines Raumes, der mir nicht vergönnt ist. Das Metrum ist pag. ١ Zeile 5—13 Reges. Zeile 6 v. u. Kâmil. pag. ٢ Zeile 1 Motaqârib. Zeile 6 Reges. Das Gedicht ist metsnewî, d. h. je 2 und 2 Reime. Ich habe über diese Form, wie über die mawâlî u. a. nicht gesprochen, weil ich auf die Metrik und ihre Formen mich hier nicht einlassen wollte. pag ٣ Z. 13 Kâmil. Z. 2 v. u. Wâfir. pag. ٥ Z. 2 Thawîl. Z. 11 ebenso. Z. 14 Kâmil. Statt jajjuhâ kann man auch dem Versmaasse eigentlich entsprechender jâ ajjuhâ lesen, obgleich im Anfange auch die aufgenommene Lesart geht. Z. 6 v. u. Thawîl. Z. 3 v. u. Basîth. pag. ٩ Z. 2 u. 4 Motaqârib. Z. 6, 8, 13, 15, 17, 3 v. u. Thawîl. Z. 11 Basîth. Letzte Zeile: Wâfir.

Ich werde nun schliesslich noch einige Bemerkungen in Betreff des Textes geben. pag. ٢ Z. 2 ist das in der Handschrift fehlende jasûdu von mir ergänzt, des Metrums und Sinnes wegen. Herr Professor Fleischer hatte die Güte, mir auf eine Anfrage zu schreiben: „Das jasud ist ganz richtig, ebenso richtig wie Ihre Vermuthung lâ jasûdu im zweiten Halbverse. Wenn er (ein in unserem Heldenstamm zum Jüngling heranwachsender Knabe) nicht schon vor irgend welchem Reislaufen (Ziehen gegen die Feinde) zu einem Çid (Helden) wird: so ist das der unter uns, welcher nie zum Helden wird (sc.

der aber gar nicht vorkommt). Aecht altarabischer iftichâr!“ — Der Sinn des Verses ist: Wer unter uns Herr wird, wird es schon als Knabe; er braucht nicht erst Mann zu werden. Ich hatte übersetzt: bevor er sattelt; und da dies im Grunde dasselbe ist, als in den Krieg ziehen, liess ich es stehen. Herr Professor Kosegarten versteht es: „schon vor der Manneskraft“ — was gleichfalls auf dasselbe Lebensalter hinweist. — Ich habe übrigens diese drei Verse vergeblich im Diwân des Hassân gesucht.

p. ٢ Zeile 7. Es kann nefâdsu und nefâdsi heissen. 8. für haddâ hat Cod. Par. giddâ. 16. Das Wort ellabbât habe ich eigenmächtig in den Text gesetzt: Cod. Par. hat elloghât, Cod. Goth. ellofât; beides scheint mir falsch. Ob aber jene „Bruststücken“ etwas taugen, weiss ich nicht. Vielleicht wäre essulfât, etwa Vorkost, richtiger. — pag. ٣ Vers 31. Die beiden Halbverse im Cod. Goth. in umgekehrter Ordnung. V. 33. Cod. Goth. issbahragî; Cod. Par. usmurrugi oder ushurrugi. Ueber dies mir vollständig fremde Wort hat Herr Professor Fleischer mir folgende Auskunft gegeben: „Ich denke, das Wort ist eine Arabisirung des chorasanisch-persischen sibatrah (mit Verwandlung des altpersischen t oder th vor r in h, wie Μίϑρας = mihr etc.) Bei Hammer, Falknerklee S. V., Zeile 6 v. u. (Uebers. S. 9, vergl. ibid. Vorrede VI, Zeile 19 ff.), wonach Juju = sibatrah (= issbahrag?) der Schmerl, Schmerlin, Lerchenfalke, émérillon wäre, wie auch schon Golius unter juju „aesalon, smerillus vulgo“ hat. Man muss wol auf Grund der Pariser Lesart annehmen, dass das finale î in issbahragî nichts als die im Reim (da die Verse Mesnewi sind) plene geschriebene Genitiv-Endung, und das ganze Wort erklärende Apposition zu bâsin hasanin ist; zur Noth ginge es auch, es als adj. relat. statt issbahragijji zu nehmen. Ich habe einen schönen Falken, einen Schmerlin, gebracht (an Werth als Jagdvogel) unter dem Adler, aber etwas über dem Lämmergeier (Geieradler, griechisch γυπαίετος) stehend. Der türkische Qamûs bemerkt unter summag, dass dieser Raubvogel neben seinem türkischen Namen ötlegü und seksek qusch auch noch den Namen uschâq qapân führe, weil er nicht bloss Lämmer, sondern auch kleine Kinder raube: seine Farbe falle in's Gelbe und seine Stimme ähnle dem Kläffen eines jungen Hundes.“ — Herr Dr. L. Krehl, an den Herr Fleischer dieses Wortes wegen geschrieben, hat Folgendes geantwortet: „Ich habe eine der Handschriften unserer Königl. Bibliothek (No. 56), welche eine türkische Uebersetzung des Werkes über Jagdvögel von Sulaimân al-Karamânî enthält, eingesehen, ohne eine Erklärung oder Erwähnung des fraglichen Wortes zu finden. Auch das Werk von Friedrich II. über Falkenjagd, Collectaneen, handschriftliche persische Wörterbücher, Alles lässt mich im Stich. Mir sieht das Wort denn doch fast wie eine Nisbe von einem Orte aus, der vielleicht issbahrah geheissen hat und wo vielleicht besonders gute Falken gezogen wurden. Aber weder Edrîsî noch die Merâssid erwähnen einen solchen Ort. Die Nisbe wäre dann wie in ghuragî von dem Ort ghurah. — V. 34. Herr Prof. Fleischer schreibt: Das râbije der Gothaer Handschrift ist râbîhi zu lesen: Ein Schmuck für seinen Herrn, und mehr als Schmuck (d. h. er bringt ihm auch Nutzen). — pag. ٤ Vers 44. In Bezug auf das mir unbekannte gerdenâg schreibt Hr.

Fleischer: es ist das persische gerdenâj oder gerdenâ, Bratspiess, natürlich mit Garnitur, d. h. mit den daran gespiessten und gebratenen Rebhühnern und Haselhühnern.

Druckfehler habe ich, ausser einigen verirrten Zeichen bei Arabischen Wörtern nur pag. 20 Z. 3 v. u. gefunden, wo für die zu lesen ist das. Ausserdem möchte ich jetzt das pag. 37, 7 in Klammern Eingeschlossene für einen solchen erklären und ausstreichen: die darin liegende Polemik gegen — man wird leicht errathen, Wen? — wäre besser unterblieben.

Endlich bemerke ich noch, dass das $\bar{g}$ überall zu lesen ist wie dsch und dass das öfters vorkommende b. = ben (Sohn) ist. In weitere Erläuterungen des Arabischen oder Deutschen Textes kann ich jetzt nicht eingehen.

Uebersicht.

Druck der Königl. Universitäts-Buchdruckerei von F. W. Kunike.

قال الاعشى

ونُبّيتُ قيسا ولم آتِه   وقد زعموا سادَ اهلَ اليَمَنْ

وقال قايل

اعاذل عاجِلُ ما أَشْتهى   احَبُّ مِنَ الاكثرِ الرايثِ

قال ابو تمّام

لا تَسْقنى ماء الملام فاننى   صَبٌّ قد استعذبتُ ماء بُكائى

وقال اخر

فيا أيُّها الحيْرانُ فى ظُلَمِ الدُجى   ومن خاف ان يلقاه بَغْىٌ من العِدى
تَعالَ اليه تَلْقَ من نور وجْهه   ضياءً ومن كفَّيْه بحرا من الندى

قال ابو الطيب المتنبى

فالخيلُ والليل والبَيْداء تَعْرِفُنى   والحَرب والضرب القِرْطاسُ والقَلَمُ

وقال قايل

انى اذاما الموتُ حَلَّ بنفسها   يزال بنفسى قبْل ذاك فاُقْبَرُ

قال ابو نوّاس فى قصيدة اولها

ارْبَعَ البِلى إن الخشوع لَبادٍ   عليك وانى لم اخنْك وِدادِى

منها

فما هو إلا الدهر ياتى بصرفه   على كلّ مَن يُسْقى به ويعادى
سلامٌ على الدنيا اذاما فقدتم   بنى بَرْمَكٍ من رايحين وغادِ

وقال ايضا

ساشكوا الى الفضل بن يحيى بن خالدٍ   هَواها لعلّ الفضل يجْمع بيننا

قال المتنبى

رِواقُ العزّ فوقكِ مُسْبَطِرٌّ   ومُلكُ عَلِىِّ ابْنِكِ فى كمالِ

وله من قصيدة

يُطالِبُنى البيضُ الصوارمُ والقَنا بما وعدتْ جدّى فِيَّ المَخايِلُ
ولله ما قصّرْتُ فى طلَب العُلا ولكنْ كأنَّ الدَهْرَ عَنّىَ غافل
تُدافِعُنى الايّامُ عما أُرِيغُه كما دفعَ الدَيْنَ الغريمُ المُماطِل
خليلىَّ شُدّا لى على ناقتَيْكما اذاما بدا شَيْبٌ من العَجْزِ ناصل
فمِثْلِى مَنْ نال المعالى بسيفه ورُبَّتَمَا غالَتْه عنها الغوايل
وما المَرْءُ الّا حَيْثُ يَجْعَلُ نَفْسَهُ وانى لها فوق السماكَيْنِ جاعل
أَصاغِرُنا فى المَكْرُمات اكابِر وآخِرُنا فى المَأْثُرات اوايل
اذا صُلْتُ صولا لم اَجِدْ لِى مُصاوِلا وان قلت قولا لم اَجِدْ من يُقاوِل

وقال

خَليلَىَّ ما أَعْدَدتما لمُتَيَّمٍ اسيرٍ لدى الاعْداء جافِى المَراقِدِ
فريدٍ عن الاحباب لكن دموعُه مَثانٍ على الخَدَّيْنِ غيْرِ فرايد

كتب الى سيف الدولة وقال

يَاأيُّها المَلِكُ الذى اَضْحَتْ له جُمَلُ المَناقِبْ
نُتِجَ الربيعُ مَحاسِنًا اَلْقَحْنَها غُرُّ السَحايِبْ
راقت وَرَقَّ نَسيمُها فجَلَتْ لنا صُوَرَ الحبايبْ
حَضِرَ الشرابُ فلم يَطِبْ شرْبُ الشراب وانت غايبْ

وقال

نَفَى النَوْمَ عن عينى خَيالٌ مُسَلِّمٌ تَأَوَّبَ من أَسْماءَ والرَكْبُ نُوَّمُ
وخَطْبٌ من الايام أَنْسانِىَ الهَوَى واَحْلَى بفِىَّ الموتَ والموتُ عَلْقَمُ

وقال ايضا

سَكِرْتُ من لَحْظه لا من مُدامته ومالَ بالنوم عن عَيْنى تَمايُلُهُ
فما السُلافُ دَهَتْنى بل سوالِفُه ولا الشَمُولُ آزْدَهَتْنى بل شمايُلُهُ
اَلْوَى بعزْمِىَ اَصْداغٌ لوين له وغال صبْرِى وما تَحْوِى غلايلُهُ

صِحْتُ الى الطبّاخِ ما ذا تَنْتَظِرْ　　إِنْزِل عن المُهْرِ وهاتِ ما حَضرْ
جاء باوساطٍ وجَرْدَناجِ　　من حَجَل الصيد ومن دُرّاجِ
فما تنازلْنا من الخيولِ　　يَمْنَعُنا الحِرْصُ من النزولِ
وجِيْءَ بالكاس وبالشرابِ　　فقلت وَفِّرْها على اصحابى
أَشْبَعَنى اليومَ ورَوّانى الفَرَحْ　　فقد كفانى بعضُ وَسْطٍ وقَدَحْ
ثم انصرفْنا والبغالُ مُوقَرَهْ　　فى ليلة مثل الصباح مُسْفِرَهْ
حتى اتينا رَحْلَنا بلَيْلِ　　وقد سُبِقْنا بجياد الخَيْلِ
ثم نزلْنا فطَرَحْنا الصَيْدا　　لمّا عددْنا مايَةً وزَيْدا
فلم نزَلْ نَقْلِى ونشوى ونَصُبْ　　حتى طلَبْنا صاحِيًا فلم نُصِبْ
شُرْبًا كما عَنّ من الزِقاقِ　　بغير ترتيب وغير ساقِ
ولم نزل سَبْعَ ليالٍ عَدَدَا　　أَسْعَدَ مَنْ راحَ وأَحْظَى مَن غَدَا

وكتب الى والدته

لولا العجوزُ بمَنْبِجٍ　　ما خِفْتُ اسبابَ المَنِيَّهْ
ولكان لى عمّا سَأَلْتُ من الفِدَا نفْسٌ ابيّه
لكنْ اردتُّ مُرادَها　　ولو انْحدرْتُ الى الدنيّة
امستْ بمَنْبِجَ حُرَّةٌ　　بالحُزْن من بعدى حريّه
فيها التُقَى والدينُ مجْموعان فى نَفْسٍ زكيّه
لا زال يَطْرُقُ مَنْبِجًا　　فى كل غاديةٍ تحيّهْ
يا أُمّتا لا تحْزَنى　　وثِقى بِفضل الله فيّهْ
يا امّتا لا تَيْأَسى　　لله الْطافٌ خفيه
أُوصيكِ بالصبر الجميل فانه خيرُ الوصيّه

وله ايضا

لِئَنْ خُلِقَ الانامُ لحُبّ كاسٍ　　ومِزْمارٍ وطنْبور وعُودِ
فلم يُخْلَقْ بنو حَمْدانَ الّا　　لمجدٍ أَوْ لبَأْسٍ او لجُودِ

في غفلة عنّا وفي ضلال ونحن قد زرناه في الآجال
يطرب للصبح وليس يدري انّ المنايا في طلوع الفجر
حتى اذا احسستُ بالصباح ناديتهم حيّ على الفلاح
نحن نصلّي والبزاةُ تخرجُ مجرّداتٍ والخيول تسرجُ
وقلت للفهّاد فامض وانفرد وصح بنا انْ عنّ ظبيٌ واجتهد
فلم يزل غير بعيد عنّا اليه يمضي ما يفرّ منّا
وصرتُ في صفّ من الرجال كانّما نزحف للقتال
فما استوينا حسنًا حتى وقف غليّمٌ كان قريبا من شرف
ثمّ اتاني عجلا قال السبق فقلت ان كان العيانُ قد صدق
سرتُ اليه فاراني جاثمه ظننتُها يقظى وكانت نائمه
ثم تمكّنتُ فلم اخط الطلبْ نكلّ حتف سببٌ من السببْ
ثم دعوتُ القومَ هذا بازي فايّكم ينشط للبرّاز
فقال منهم رشأٌ أنا أنا ولو درى ما بيدي لا ذعنا
جئتُ بباز حسنٍ اصبهرجي دونَ العقاب وفويق الزمّج
زينٌ لرائيه وفوق الزين ينظر من ناريْن في غارين
كأنّ فوق صدره والهادي آثار مشي الذرّ في الرماد
سرّ وقال هات قلت مهلا احلف على الردّ قال كلّا
امّا يميني فهي عندي عاليه وكلّمني مثل يمين وافيه
فقلت خذه هبةً تقبّله فصدّ عنّي وعليه خجله
ثم ندمت غاية الندامه ولمت نفسي اكثرَ الملامه
على مزاحي والرجالُ حضّرُ وهو يزيد خجلا ويحصرُ
فلم ازلْ امسحه حتى انبسط وهشّ للصيد قليلا ونشط

ومنها يصف البازي مع الكركي

حتى اذا حُدّ له كالعدل أيقنتُ أنّ العظم غير الفضل

*

اذا ما تَرَعْرَع فينا الغلام   فما اِن يقال له مَنْ هُوَهْ
اذا لم يَسُدْ قبل شَدٍّ فذلك فينا الذى لا يَسُود هوهْ
ولى صاحب من بنى الشيصبان   فحينا اقول وحينًا هوهْ

فخلّت سبيله وقالت اَوْلَى لكَ

من طَرْديّات ابى فراس الحرث بن سعيد بن حمدان قال

ما العُمْرُ ما طالت به الدهورُ   اَلْعُمْرُ ما تمّ به السرورُ
ايّامُ عِزّى ونَفاذِ امْرى   هى التى اَحْسِبُها من عمرى
لو شِئْتُ ممّا قد قلَلْن حَدّا   عددتُ ايّامَ السرور عَدّا
اَنْعَتُ يومًا مَرَّ لى بالشامِ   اَلَذُّ ما مرّ من الايامِ
دَعَوْتُ بالصقّار ذاتَ يومِ   عند انتباهى سَحَرًا من نَومى
قلت له اَخْتَرْ سبْعةً كِبارا   كلّ نجيبٍ يَثِبُ الغُبارا
يكون للأَرْنَب منها اثْنانِ   وخمسةٌ تُفْرَدُ للغِزْلانِ
واَجْعَل كلابَ الصيد نوبتَيْنِ   يُرْسَلُ منها اثْنانِ بعد اثْنينِ
ثم تقدّمتُ الى الفهّادِ   والبازياريّينَ باستعدادِ
وقلتُ انّ خمسةً لَتُقْنِعُ   والزُرّقان الفَرْخُ والمُلَمَّعْ
وانت يا طبّاخُ لا تباطَا   عَجِّل لنا اللبّات والاوْساطا
ويا شرابىُّ البَلَسْقِيّاتْ   تكون للراح مُيَسَّرَاتْ
بالله لا تَسْتَصحبوا ثقيلا   واَجْتنبوا الكثرة والفضولا
رُدّوا فلانًا وخُذوا فلانا   وضَمِّنوا صَيْدَكُم ضَمانا
فاخترتُ لمّا وقفوا طويلا   عِشْرينَ او فُوَيْقها قليلا
عِصابةٌ اَكْرِمْ بها عصابَهْ   معروفةٌ بالفَضْل والنَجابَهْ
ثم قصدْنا صيدَ غَبْرٍ قاصِرْ   مَظِنّةُ الصيد لكلّ خابِرْ
جئناه والشمس قُبَيْل المغربْ   تختالُ فى ثوب الاصيل المُذْهَبْ
واُخِذ الدُرّاجُ فى الصِياحِ   مُكْتَنِفًا من سائر النواحى

بسم الله الرحمن الرحيم

هذه الابيات التى تقدم شرحها اخترتها من

يتيمة الدهر للثعالبى ومن المزهر للسيوطى وغيرهما

قال الصِنّبْر بن عمرو بن تميم

قد رابنى من دلوِىَ اضطرابُها

والنأىُ فى بهْراء واغترابها

إلا تجىءُ مِلأً يجىءُ قِرابها

وقول دريد بن زيد بن نَهْد

اليومَ يُبْنَى لدريد بيتُهُ

لوكان للدهر بِلىً ابليته

لوكان قِرْنى واحدًا كفيته

يا رُبّ نهْب صالح حويته

وربّ غَيْلٍ حسن لويته

أَعْصَر بن سعد بن قيس غيلان بن مضر وهو منبه ابو باهلة ✩ المستوغر بن ربيعة بن كعب بن نَهْد قال

ولقد سَئِمْتُ من الحياة وطولها   وازددتُ من عدد السِنين مِئِينا

مايةٌ اتت من بعدها مايتان لى   وازددت من عدَد الشهور سنينا

حدثنا ابو بكر بن دريد ذكر ابو عبيدة واحسبُ الاصمعى قد ذكره ايضا قال لقيتْ السِعْلاةُ حسّان بن ثابت فى بعض طرقات المدينة وهو غلام قبلان يقول الشعر فبركت على صدره وقالت انت الذى يرجو قومك ان تكون شاعرهم قال نعم قالت فانشِدْنى ثلاثة ابيات على روىّ واحدٍ وإلاّ قتلتك فقال